

Psychologisches Institut der Universität Heidelberg

Über den Nutzen eines phänomenologischen Verständnisses vom Problem

Bachelorarbeit

Vorgelegt von Alexander Nicolai Wendt im Juli 2014

Matrikelnummer 3049376

Sechstes Semester Psychologie 100%

alexander@puwendt.de

Gutachter: Prof. Dr. Funke

Zweitgutachter: Prof. Dr. Groeben

Inhaltsverzeichnis

1. Methodologische Vorbemerkungen.....	3
1.1 Kritik am Status quo der Humanwissenschaften.....	6
1.2 Sinnstiftung.....	12
1.3 Phänomenologische Psychologie.....	16
2. Der psychologische Begriff des Problems.....	27
2.1 Geistesgeschichtliche Einordnung.....	28
2.2 Problemfindung (problem finding).....	35
2.3 Problemeinordnung (problem classification).....	38
2.4 Der Problemraum (problem space).....	44
2.5 Problemqualität (problem quality).....	47
3. Der phänomenologische Beitrag.....	52
3.1 Kritische Würdigung des intradisziplinären Diskurses.....	53
3.2 Das Problem als Erlebnis.....	57
3.2.1 Lösbarkeit.....	61
3.2.2 Problemdruck.....	64
3.2.3 Problemhorizont.....	65
3.3 Ein modales Verständnis von Situationen.....	67
3.4 Implikationen für die psychologische Problemforschung.....	72
4. Résumé.....	76
Literatur.....	79
Eigenständigkeitserklärung.....	84

1. Methodologische Vorbemerkungen

Tritt die Psychologie vom emphatischen Chiffre der $\psi\chi\eta$, deren einziges Charakteristikum Ambiguität ist, als ihres Gegenstandes zurück, so bleiben diverse Entwürfe einer einheitlichen Disziplin zwischen Verhaltens- und Kognitionswissenschaft, denen keine historische Kontinuität zugeschrieben werden kann. Auch das Diktum von der Psychologie als "hub science" (Cacioppo, 2007) zeugt von einem generischen Auftrag der Psychologie, nicht von einem genuinen Beitrag. Indessen scheint aus dieser dogmatischen Unbestimmtheit der Psychologie kaum eine programmatische Krise zu resultieren. Vielmehr bewährt sie sich performativ durch ihre topologische Plastizität, indem sie für praktische Anforderungen aller Couleur anschlussfähig bleibt. In diesem Sinne korrespondiert die inhaltliche Flexibilität der Psychologie mit pragmatischer Effizienz. Diese Effizienz scheint letztlich durch die methodische Strenge der Forschung zu erklären zu sein, deren stetige Tendenz zur statistischen Präzisierung und mathematischen Formalisierung im Gegensatz zum vagen Gegenstand der Psychologie unfraglich ist. Auf den ersten Blick lässt sich also vermuten, dass die performative Anpassungsfähigkeit einer Absage an inhaltliche und einer Zusage zu formalen Prämissen zu verdanken ist. Ein Zustand, der es der experimentellen Psychologie erlaubt, ihre Themen positivistisch und nach augenscheinlicher Relevanz zu selektieren.

Im Widerspruch zu der oben skizzierten pragmatischen Effizienz der Psychologie soll an dieser Stelle ein Veto gegen deren inhaltlichen Relativismus eingelegt werden. Diese Opposition zur Methodik und Thematik der kontemporären Fassung der Psychologie hat zwei argumentative Facetten. Erstens soll Moscovicis (1979, S. 10) Votum erneuert werden, dass "die [P]sychologie nämlich frische spekulative Luft zum Atmen" brauche. Weiter: "Das Wuchern von ad hoc Experimenten und Konzepten erweckt den völlig irreführenden Eindruck einer stetigen Entwicklung und Bereicherung des Faches. Die Wahrheit ist, daß es viel Auf-der-Stelle-treten gibt und viel Anstrengung bei abnehmendem Ertrag für die wissenschaftliche Erkenntnis" (Ebd.). Hierunter soll verstanden werden, dass wissenschaftliche Wertschöpfung und Sinnstiftung sich nicht durch arbiträren Umgang, d. h. eine weitgehende Akkomodation an die Belange des empirisch-pragmatischen Alltags, gewinnen lassen. Stattdessen muss die Funktion und Verantwortung der Psychologie als Wissenschaft konsolidiert werden, indem anstelle bloß positivistischer Deskription ihr Anteil an der "gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit" (Berger & Luckmann, 1980) – insbesondere durch die Themenwahl – kritisch berücksichtigt wird. Die vorliegende Arbeit optiert also für eine Stärkung derjenigen Methodik, die in der experimentellen Psychologie in der Regel der Exploration subsumiert wird; ein Ansatz, der dezidiert auf die formale Validierung seiner Thesen verzichtet. Das Argument für diesen zunächst nur semi-empirischen Ansatz lässt sich bei Scheler aus einem Kommentar zum Tragischen entlehnen:

„Wie also ist dann vorzugehen? Sollen wir uns allerhand Beispiele des Tragischen [Psychischen], d. h. allerhand Vorkommnisse und Geschehnisse, von denen Menschen den Eindruck des Tragischen [Psychischen] aussagen, zusammenstellen und dann induktorisch fragen, was sie denn 'gemeinsam' haben? Das wäre eine Art induktorischer Methode, die auch experimentell unterstützt werden könnte. Indes dies würde uns noch weniger weiterführen als die Beobachtung unseres Ich, wenn Tragisches [Psychisches] auf uns wirkt. Denn mit welchem Recht sollten wir den Aussagen der Leute das Vertrauen entgegenbringen, es sei auch tragisch [psychisch], was sie so nennen? Die Stimmenzahl tut es hier sicher nicht. Und wie sollen wir ohne Wissen, was tragisch [psychisch] ist, entscheiden, welche Rede hier gilt und welche nicht? Und angenommen, wir hätten darüber Rechenschaft, wir hätten ein kunterbuntes Allerlei beisammen, das berechtigt 'tragisch' [psychisch] genannt wird – was 'Gemeinsames' würde dann übrig bleiben an ihm, das dieses Urteil berechtigt? Doch wohl nur, daß dies alles tragisch [psychisch] genannt wurde“ (Scheler, 1979, S. 94).

Die Tragweite der induktiven Methodik ist dort unzureichend, wo der begriffliche Rahmen der Untersuchungen keinen festen Stand hat. Diese rationale Pioniersarbeit der theoretischen Psychologie mag noch weitgehend mit dem Primat des empirisch-statistischen Experiments vereinbar sein. Der hier gewählte Ansatz indessen geht davon aus, dass der saliente Anteil der psychologischen Arbeit in einigen Gebieten vornehmlich spekulativ bleibt, gerade weil der Gegenstand der Psychologie gelegentlich nicht auf ein empirisches Relativ reduziert werden kann. Dies bedeutet, dass das Problem als der Gegenstand dieser Arbeit sich nicht wesentlich in seinem induktorischen Aufzeigen erschöpft, weil so ein markanter phänomenaler Anteil verborgen bleiben muss. Dieser Aspekt leitet zum zweiten Argument gegen die pragmatische Effizienz der experimentellen Psychologie über.

Das Paradigma der Deutlichkeit darf nicht verabsolutiert werden. Die praktische Regulation wissenschaftlicher Arbeit – insbesondere in human- und naturwissenschaftlichen Disziplinen – orientiert sich unter positivistischen Vorzeichen maßgeblich an einer informativen Funktion ihrer Kommunikation. Hiermit ist gemeint, dass zahlreiche Initiativen, wie etwa die Standardisierung von Veröffentlichungsformaten und die Normierung ihrer Struktur, zur logistischen Effizienzsteigerung unternommen wurden, die jedoch in Grenzfällen des Gegenstands der Psychologie von der formalen Regulierung zu einer inhaltlichen Einschränkung geführt haben. Das Argument für diese Position lässt sich in der Linguistik Lotmans gewinnen, der Sprache als ursprünglich rhetorisch beschreibt und somit als einen "Mechanismus zur Erzeugung semantischer Uneindeutigkeit" (Lotman, 2010, S. 64). Wissenschaftliche Texte, die im obigen Sinne reguliert werden, lassen sich demnach als "antirhetorische Text[e]" klassifizieren, die durch eine "sekundäre Vereinfachung" den ursprünglichen rhetorischen Gehalt "auf null reduzier[en]". Lotman folgend lässt sich Wissenschaft also durch die Dichotomie "Rhetorismus – Antirhetorismus" beschreiben, einer Dynamik Sinn generierender und Sinn strukturierender Momente:

"Innerhalb des wissenschaftlichen Bewusstseins können wir zwei Sphären unterscheiden. Die erste ist die rhetorische – der Bereich der Vergleiche, der Analogien und der Modellbildung. Hier werden neue Ideen vorgebracht und überraschende Postulate und Hypothesen aufgestellt, die früher absurd erschienen wären. Die zweite Sphäre ist die logische. Hier werden die neuen Ideen einer Überprüfung unterzogen, die notwendigen Schlüsse gezogen und innere Widersprüche in der Beweisführung und Argumentation beseitigt. Die erste – ‚faustische‘ – Sphäre des wissenschaftlichen Denkens gehört unabdingbar zur Forschung und ist, als Teil der Wissenschaft, auch wissenschaftlich beschreibbar" (Lotman, 2010, S. 65f).

Gerade in Betreff einer anthropologischen Universalie wie dem Problem ist es wichtig, nicht in der logischen Sphäre zu verharren, nur weil sie einst erreicht wurde, sondern die disziplinären Grundlagen stetig zu aktualisieren, auch wenn die generische Anschlussfähigkeit des Positivismus gefährdet wird. In diesem Sinne soll hier eine Apologie des Absurden und Faustischen vorgetragen werden, insofern der Gegenstand der Problemforschung sich nicht in einem Formalismus erschöpft.

Die vorliegende Arbeit verschreibt sich in summa zwei methodologischen Zielen: Erstens, eine spekulative Revision der etablierten Konzepte zum Begriff des Problems. Zweitens, die Ergänzung eines nach phänomenologischen Gesichtspunkten gewonnenen Entwurfs. Hierzu soll zunächst wissenschaftstheoretisch eine Kritik des Positivismus in der experimentellen Psychologie erfolgen (1.1). Im Anschluss kann ein integriertes Bild der paradigmatischen Lage der Psychologie vor dem Hintergrund systemtheoretischer Überlegungen gezeichnet (1.2) und das methodische Vorhaben einer phänomenologischen Psychologie (1.3) vorgestellt werden. Nach dieser methodologischen Einleitung erfolgt die Besprechung der etablierten Forschung (2.). Zuletzt kann ein genuin phänomenologischer Beitrag entworfen werden (3.).

1.1 Kritik am Status quo der Humanwissenschaften

Die Theoriegeschichte der empirischen Verhaltenswissenschaften lässt sich am treffendsten durch ihre methodischen Wenden charakterisieren. Nachdem die Kontroverse um den wissenschaftlichen Standard der Forschung bis ins 19. Jahrhundert vom philosophischen Diskurs dominiert wurde, haben sich neben logischen Kriterien vom naiven Empirismus über den logischen Empirismus bis zum kritischen Rationalismus (Kochinka & Werbik, 1997) auch naturwissenschaftliche, resp. statistische Maximen akkuraten Forschens etabliert. Hierzu kann insbesondere in jüngerer Zeit die Orientierung an neurophysiologischen Methoden gezählt werden. Obzwar in dieser Hinsicht die empirischen Verhaltenswissenschaften einer methodologischen Eigendynamik unterliegen mögen, unterstehen sie in ihrer theoretischen Fundierung der weitgehend statischen Hegemonie des Positivismus. Um diese Analyse auszuführen, soll auf Kolakowskis Abriss der „Philosophie des Positivismus“ (1971) zurückgegriffen werden, um eine inhaltliche Charakteristik der

experimentellen Psychologie nach wissenschaftstheoretischen Gesichtspunkten zu skizzieren.

Kolakowski charakterisiert den wissenschaftlichen Positivismus durch vier allgemeine Regeln, die es erlauben, zwischen erwägenswerten Fragen und „falsch formulierten Probleme[n]“ (1971, S. 11) zu unterscheiden. Gerade weil diese Regeln indessen schematisch formuliert sind, lässt es sich schlechterdings nicht nachweisen, dass sie in toto für die gegenwärtige Forschung der experimentellen Psychologie gelten. Zugleich soll hier jedoch auch keine kategoriale Reduktion der psychologischen Forschung auf den Positivismus erfolgen, sondern eine wissenschaftssoziologische Tendenz markiert sein, die nachweislichen Einfluss auf das gesellschaftliche Selbstbild der Psychologie hat. Um die Wirksamkeit dieser Tendenz aufzuzeigen, kann und soll nun also keine holistische und repräsentative Berücksichtigung der Forschungspraxis erfolgen. Vielmehr leitet sich letztlich in kritischem Bezug zur Existenz ebenjener Tendenz die Programmatik einer phänomenologischen Problemforschung ab. Kolakowski diagnostiziert folgende Regeln:

„Erstens: *Regel des Phänomenalismus*. Sie läßt sich kurz so formulieren: es besteht kein realer Unterschied zwischen ‚Wesen‘ und ‚Erscheinung‘. [...] Wir haben das Recht, das zu registrieren, was sich der Erfahrung tatsächlich zeigt, jegliche Meinungen über verborgene Existenzen, deren Erscheinungen die empirischen Daseinsweisen sein sollen, sind unglauwürdig. Kontroversen in Fragen, die über den Erfahrungsbereich hinausgehen, haben rein verbalen Charakter. [...] Klassische Beispiele von Entitäten, die die Positivisten als die Gesamtheit möglicher Erfahrung überschreitende illegale Fremdkörper verurteilen, sind ‚Materie‘ und ‚Geist“.

„Zweitens: *Regel des Nominalismus*. [...] Die Regel des Nominalismus bedeutet soviel wie das Verbot der Annahme, daß irgendwelches Wissen, das in Allgemeinbegriffen formuliert ist, andere Entsprechungen in der Wirklichkeit besitze als die konkreten singulären Gegenstände. [...] Das System, das unsere Erfahrung ordnet, muß so geartet sein, daß es keine zusätzlichen seienden Wesenheiten in die Erfahrung hinein trägt, die nicht in ihr enthalten sind, oder daß es, falls es sich abstrakter Werkzeuge bedienen muß, stets die Erinnerung daran wachhält, daß es sich eben um Werkzeuge, um menschliche Gebilde handelt, die die Erfahrung gliedern, die jedoch keinen Anspruch auf selbständiges Sein erheben dürfen“.

Drittens: *„Regel, die Werturteilen und normativen Aussagen den Erkenntniswert abspricht*. In der Erfahrung sind nämlich keine derartigen Qualitäten von Ereignissen, Dingen oder menschlichen Verhaltensweisen gegeben wie ‚edel, gemein, gut, böse, schön, häßlich‘ usw. Auch kann uns keine Erfahrung dazu nötigen, mit Hilfe gleich welcher logischer Operationen Aussagen anzuerkennen, die Gebote oder Verbote beinhalten, die also besagen, daß man etwas zu tun oder zu unterlassen habe. [...] Wir sind somit dazu berechtigt, unsere Werturteile über die menschliche Welt zu treffen, nicht aber zu vermuten, daß sie wissenschaftliche Rechtsgründe haben oder überhaupt durch etwas anderes begründet sein können als durch unsere Entscheidung“.

Viertens: *Regel der „Einheit der Wissenschaftsmethode*. [...] In der allgemeinsten Form geht es hier um die Überzeugung, daß die Methoden der Aneignung wertvollen Wissens in allen Erfahrungsbereichen grundsätzlich identisch und daß auch die wichtigsten Etappen der Verarbeitung von Erfahrung in der theoretischen Reflexion identisch seien. Es ist somit kein Grund zu der Annahme, daß die qualitativen Besonderheiten der einzelnen Wissenschaften etwas anderes darstellen als das Symptom eines bestimmten historischen Stadiums der Wissenschaft; hingegen ist die Hoffnung berechtigt, daß der weitere Fortschritt zur allmählichen Aufhebung der Unterschiede uns

sogar, wie viele meinen, zur Reduktion aller Wissensdisziplinen auf eine einzige führen würde“ (Kolakowski, 1971, S. 11ff).

Indizien für die Geltung dieser Regeln in den gegenwärtigen Verhaltenswissenschaften lassen sich zum Teil in der Anwesenheit übereinstimmender Prinzipien, teils in der Abwesenheit entgegengesetzter finden. In diesem Betreff kann ferner der exemplarische Verweis auf die endlosen Publikationsverzeichnisse experimenteller Resultate keinen zufriedenstellenden Beitrag leisten; einerseits handelt es sich bei ihnen lediglich um die Symptome der zugrundeliegenden wissenschaftstheoretischen Überzeugungen, zum anderen und entscheidend jedoch ist die gewählte empirische Methodik mitunter alternativlos und wäre auch ohne positivistische Doktrin deskriptiv (nicht inferentiell) nicht qualitativ vom gegenwärtigen Format unterschieden. In diesem Sinne soll darauf verzichtet werden, Instanzierungen positivistischer Forschung aufzuzeigen, sondern vielmehr kann an die bestehenden intradisziplinären theoretischen Diskurse angeschlossen werden. Prominent etwa im Falle des Begriffs psychologischer Anthropologie (Gadamer & Vogler, 1973). Dieser Begriff ist im Kontext einer Kritik des verhaltenswissenschaftlichen Positivismus' bereits an sich kontrovers, weil der klassische anthropologische Gedanke einer Natur des Menschen phänomenalistisch nicht zu halten ist und deswegen in einer – hier zwecks argumentativer Neutralität zunächst: hypothetisch – positivistischen Psychologie der Gegenwart entweder verworfen oder auf eine atomistische Basis reduziert werden muss.

Mit Holzkamp lässt sich in Betreff der Regel des Phänomenalismus' konstatieren, „daß in der allgemeinen Psychologie, wie man sie jetzt antrifft, explizit keine Aussagen über die Eigenart, das Wesen, die Natur ‚des‘ Menschen als Menschen gemacht werden“ (1973, S. 239). Gewiss kommt es zu dieser Feststellung in ihrer Insistenz auch aufgrund einer größeren zeitlichen Nähe zum Behaviorismus, dessen mechanistische Grundhaltung auf einen rigiden Phänomenalismus aufbaut. Doch Holzkamps Diagnose bezieht sich dezidiert auf eine über den Behaviorismus hinaus weisende Allgemeine Psychologie, die sich mit „den ‚Funktionen‘ des Menschen, wie der Wahrnehmung, dem Denken, dem Gedächtnis, dem Lernen“ (Holzkamp, 1973, S. 237) auseinandersetzt. Ähnlich wie die Allgemeine Psychologie auf phänomenalistischen Prämissen aufbaue, hätten „Konzeptionen über die ‚Person‘, die ‚Persönlichkeit‘, ‚Persönlichkeitsvariablen‘ usw., durch welche in manchen Bereichen der modernen Psychologie allgemeinpsychologische mit differentiellpsychologischen Fragestellungen in Beziehung gebracht werden, ebenfalls nicht explizit anthropologischen Charakter“ (Holzkamp, 1973, S. 239). Diese Segregation metaphysischer bzw. bereits generalisierender Terminologie und Methodik verdeutlicht die grundsätzliche Gegenwart des Phänomenalismus' in der Psychologie.

Der Nominalismus kann klassisch in Opposition zum Realismus gedacht werden, wie seit

dem Universalienstreit pointiert in der Gegenüberstellung der Aussagen, die Ideen folgten den Dingen logisch nach („universalia sunt post rem“ - Nominalismus), in den Dingen kämen die Ideen wesentlich zum Ausdruck („universalia sunt in re“ - gemäßiger Realismus) oder die Dinge folgten den Ideen logisch nach („universalia sunt ante re“ - extremer Realismus), zum Ausdruck kommt (Friedell, 2009, S. 77). Zumal die beiden Versionen des Realismus' ontologisch in der modernen Philosophie wegen ihrer idealistischen Prämissen nicht mehr tragfähig sind, scheint es wissenschaftstheoretisch keine authentische Alternative zum Nominalismus zu geben. Indes, Kolakowskis Beschreibung der Regel des Nominalismus weist über die ontologische Grundbedeutung des Nominalismus, die Ideen seien reine Verstandesschöpfung statt – wie es für den Realismus gilt – die transzendente Grundlage der Wirklichkeit, hinaus. Kolakowskis Beschreibung hat vielmehr auch eine epistemologische Pointe, insofern er von der Ordnung der Erfahrung spricht. Hiermit tangiert er im weiteren Sinne die Hume'sche Lehre (2008) vom Verhältnis von Gedanken (ideas) und Wahrnehmungen (perceptions). Hume behauptet, kein einfacher Gedanke falle nicht auf eine einfache Wahrnehmung zurück und jeder komplexe Gedanke sei aus einfachen Gedanken zusammengesetzt. Unter Berücksichtigung dieses empiristischen Modells lässt sich der positivistische Nominalismus dadurch beschreiben, dass jede gedankliche Abstraktion nicht bloß auf vorherige Wahrnehmungen zurückzuführen ist, sondern zudem unter keinen Umständen mehr ausdrückt als die Menge der beteiligten einfachen Wahrnehmungen, von denen sie abstrahiert. Zu dieser ontologischen und epistemologischen Fassung des Nominalismus hingegen lässt sich eine wissenschaftstheoretische Alternative darstellen, ohne in vormoderne Metaphysik zurückzufallen.

Der prominente rationalistische Einwand gegen die empiristische Reduktion aller Erkenntnis auf Wahrnehmung kommt in der Sentenz „nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu; nisi ipse intellectus“ zum Ausdruck. Die Bedeutung dieses Einwands für den nominalistischen Positivismus besteht in modernen Termini darin, dass es einen originären Beitrag der Verstandestätigkeit zur Erkenntnis gibt und das Wahrgenommene und die Wahrnehmung sich qualitativ nicht bloß darin unterscheiden, dass eine unzureichende Repräsentation möglich ist, sondern der Akteur dem externalen Objekt auch eine intellektuelle Zutat beifügt. In diesem Falle wird das Merkmal des positivistischen Nominalismus, die Erfahrung des Erkenntnissubjekts habe kein eigenständiges Sein, nicht erfüllt. In der gegenwärtigen Wissenschaftstheorie lässt sich diese Eigenständigkeit der Erfahrung des Erkenntnissubjekts beispielsweise im Konstruktivismus feststellen. Gleichsam bestehen relevante Alternativen zum positivistischen Nominalismus. In der experimentellen Psychologie und ihrer theoretischen Ausdeutung allerdings lassen sich diverse Tendenzen beobachten, die eine Affirmation des Nominalismus markieren. Ein signifikantes Beispiel hierfür ist das Konzept der Gütekriterien, das etwa der Beurteilung von diagnostischen Verfahren zugrunde liegt. Insbesondere die Normierung der psychologischen Praxis an der Kategorie der Objektivität

basiert auf dem latenten Postulat, die Subjekte seien nicht mehr als bloß fakultativ beteiligt. In vivo zeigt sich zwar, dass Objektivität nicht kategorisch generiert werden kann, doch methodologisch bleibt die Maxime einer prinzipiellen Unabhängigkeit des jeweiligen Verfahrens vom Akteur bestehen.

Der nominalistische Kern der psychologischen Forschung ist jedoch noch fundamentaler im Paradigma quantitativer Empirie als Abbildung der Wirklichkeit durch ein numerisches Relativ getroffen. In denjenigen Fällen, in denen die empirische Psychologie in erster Instanz die Abbildung psychischen Verhaltens in stochastischer Form für kongruent mit dem tatsächlichen Verhalten hält und in zweiter Instanz das Verfahren der Abbildung als katalytisch, d. h. ohne Einfluss auf die Abbildung des Verhaltens, interpretiert, ist der von Hume modellierten Kontinuität von Wahrnehmung und Gedanke entsprochen. In anderen Worten: Die positivistische Absage an die Wirklichkeit abstrakter Entitäten manifestiert sich für die Psychologie darin, dass sich ihr kommunikatives Repertoire vielerorts auf die stochastische Minimalform beschränkt und sie als der hinreichenden Abbildung befähigt erachtet wird.

Werturteile und normative Aussagen sind oft beachtete Gegenstände diverser psychologischer Teildisziplinen, insbesondere der Sozialpsychologie. Das Freisein von ihnen gehört jedoch zugleich zum Kanon der Maximen der wissenschaftlichen Metakommunikation. Da auch Einstellungen und Verhaltensweisen, die im übrigen gesellschaftlichen Diskurs eindeutiger Normierung unterliegen, durch die Psychologie thematisiert werden, wie etwa Devianz, Stereotypie oder abweichendes Verhalten, liegt aus einer im Gegensatz zur psychologischen Methodik nicht neutralen Perspektive die Stellungnahme oft sogar nahe. Letztlich also untersteht die Psychologie in dieser Hinsicht einem kategorischen ethischen Relativismus, der sich zumindest deskriptiv jeder moralischen Stellungnahme entzieht. Demgegenüber ermangelt es nicht-positivistischer, vornehmlich historischer Ansätze, die die Erkenntnis befördernde Qualität von Werturteilen betonen, nicht. In der Psychologie der jüngsten Vergangenheit ist in prominenter Instanz die Kritische Psychologie zu nennen, die sich im Anschluss an die Kritische Theorie einer moralischen Analyse des Wissenschaftsprozesses nicht entsagt. In Anbetracht des verschwindend geringen Einflusses der Kritischen Psychologie im wissenschaftlichen Diskurs kann folglich – ähnlich wie für die Regel des Nominalismus – der kontemporären Psychologie einerseits die Affirmation des Wertrelativismus, andererseits die Negation bestehender Alternativen nachgewiesen werden.

Nicht nur das oben erwähnte Schlagwort der Psychologie als humanwissenschaftlicher „hub science“ und die Omnipräsenz der stochastischen Methodik indizieren die Geltung einer Tendenz zur einheitlichen Wissenschaft in der experimentellen Psychologie. Zwar lässt sich einerseits feststellen, dass die Psychologie eine starke disziplinäre Partikularisierung erfahren hat, weil Teildisziplinen insbesondere in Anlehnung an einzelne Domänen praktischen Verhaltens entstanden

sind, beispielsweise Gesundheitspsychologie, Genderpsychologie und pädagogische Psychologie, doch zugleich besteht ein stärkerer vereinheitlichender Impetus in Richtung einer ganzheitlich neurowissenschaftlichen Betrachtung psychischer Gegenstände. Unter Neurowissenschaften ist ein physikalistischer Regressus makroskopischen, molekularen Verhaltens auf mikroskopische, atomare Physiologie zu verstehen, die auf einer anatomischen Analyse des Nervensystems beruht. Der Fortschrittsglaube, sämtliche Verhaltensweisen durch eine kontinuierlich präzisere Differenzierung neuroanatomischer Strukturen fundieren zu können, ist Ausdruck des positivistischen Strebens nach einer einheitlichen Wissenschaft.

Obzwar an dieser Stelle an generellen Beispielen die Beschreibung der experimentellen Psychologie als positivistisch skizzenhaft begründet worden ist, soll diese Kritik am Status quo der Humanwissenschaften zunächst durch zwei Punkte relativiert werden, um die Gefahr einer Fehlinterpretation ihrer Tragweite auszuschließen. Erstens handelt es sich bei der kategorischen Einordnung der zeitgenössischen Psychologie zunächst nicht um einen moralisierenden Vorwurf. Die Zuordnung zu den positivistischen Wissenschaften erfolgt vornehmlich, um die Alternative einer phänomenologischen Psychologie anhand klarer Kriterien abzugrenzen. Damit ist weder über den gesellschaftlichen Nutzen, noch über die epistemologische Qualität der positivistischen Wissenschaften geurteilt. Zweitens lässt die pauschale Attribution des Positivismus auf die Humanwissenschaften die intradisziplinären Kontroversen außer Acht. Der Eindruck, den vier obigen Regeln des Positivismus zu genügen, erscheint nur so lange als eine angemessene Analyse der Psychologie, wie das Bild, das von der experimentellen Psychologie gezeichnet wurde, repräsentativ ist. Vielmehr wurde jedoch ein Zerrbild der Disziplin vorgelegt, in dem die zwar vorhandenen, aber nicht exklusiven positivistischen Charakteristika auf Kosten all jener Theorietraditionen, die sich positivistischen Reduktionismus' entsagen, prononciert wurden. In diesem Sinne soll die vorige Darstellung der kontemporären Psychologie als eine emphatische Kontrastfolie gelten, von der sich die hier bezogene phänomenologische Position abzugrenzen versucht.

1.2 Sinnstiftung

Die Diagnose des Positivismus in der experimentellen Psychologie spitzt sich auf den Gedanken zu, dass in ihr psychisches Verhalten als eine begrenzte Menge von Entitäten verstanden wird, denen eine einheitliche physikalische Struktur zugrunde liegt. Der hier vertretene Ansatz lehnt diesen Mechanismus ab. Als Gegenentwurf soll unter Verweis auf die soziologische Systemtheorie Luhmanns (1971 [mit Habermas], 1987) der Begriff Sinn vorgeschlagen werden, um einen Zugang zur Struktur psychischen Verhaltens zu finden. Hieran anschließend soll in diesem Abschnitt der

ontologische Unterbau der nachfolgenden Reflexion über den Begriff des Problems artikuliert werden.

Luhmanns Auslegung des Systemparadigmas entstammt einer kontroversen Schule. In Auseinandersetzung mit Schütz' (1932) phänomenologischer Kritik der klassischen Texte Webers (1988) trat Luhmanns Vordenker Parsons (1977) zunächst mit einer aus der Handlungstheorie abgeleiteten Theorie des Strukturfunktionalismus, später mit Skizzen zu einer soziologischen Systemtheorie hervor. Luhmann selbst verstand seine Arbeit als Systematisierung des Parsons'schen Entwurfes, ohne dabei jedoch bloß Epigone des amerikanischen Soziologen zu bleiben, sondern seiner Fassung des Systemparadigmas eine eigene, besonders durch kompendiatischen Anspruch geprägte Note zu verleihen. Das methodische Kernelement des erarbeiteten Paradigmas ist ein antifunktionalistischer radikaler Evolutionismus, der auch das Distinktionsmerkmal im Verhältnis zu konkurrierenden soziologischen Theorien wie dem marxistischen, ökonomischen oder institutionalistischen Ansatz darstellt. Es handelt sich dabei um die Vorstellung, alle Veränderungen seien auf ungerichtete Variabilität und deren Bewährung an der Systemumwelt zurückzuführen.

Die obige Beschreibung des systemtheoretischen Evolutionismus enthält bereits die drei Distinktionen der Systemtheorie, die Luhmann als theoriegeschichtliche Entstehungsgeschichte des Paradigmas bezeichnet: Im Gegensatz zum Hegel'schen Credo (1986), das Ganze sei das Wahre, also der dialektischen Bewegung der Einheit von Einheit und Differenz, etabliert Luhmann den essentiellen Darstellungsmodus seiner Theorie, die Differenz von Einheit und Differenz. Insofern werden auch die drei Kernmerkmale der Systemtheorie als Differenzen aufgefasst: Erstens, die Differenz von Ganzem und Teil, zweitens von System und Umwelt, drittens von Auto- und Allopoiesis. Ganzes und Teil wurden nach Aristoteles nicht mehr bloß symmetrisch konzipiert, weil das Ganze mehr als die Summe seiner Teile sei – dieses Mehr ist für Luhmann das System. Nach Von Bertalanffy (1967) könne in einem zweiten Schritt das Ganze, was für die Antike letztendlich immer das Weltganze sein musste, pluralisiert werden, indem dem System die Umwelt entgegengesetzt wird, was ein "re-entry" (Spencer-Brown, 1967) der Differenz von Ganzem und Teil in die ursprüngliche Totale erlaubt. Der bisher letzte evolutionäre Schritt der Systemtheorie sei die Differenz von Auto- und Allopoiesis. Insofern ist der Ansatz auch von dem in der Psychologie als Systemtheorie etablierten Ansatz von Miller, Galanter und Pribram (1960) abzugrenzen. Luhmann grenzt systemische Operationen, die das System reproduzieren, von denjenigen ab, die in ihrer Operation nicht auf sich selbst beziehen. Hierbei sei etwa gemeint, dass die Kontinuierung des menschlichen Bewusstseins autopoietisch, also selbstreferentiell, die Wahrnehmung der Umwelt an erster Stelle hingegen allopoietisch, also fremdreferentiell sei.

Marquards (1986) kritische Würdigung des Begriffs Sinn ordnet Luhmanns Konzeption dem verständlichkeitsbezüglichen Sinnbegriff statt den beiden Alternativen, dem sinnlich-

keitsbezüglichen (Sinn habe, wer etwas bemerkt) und emphatischen Sinnbegriff (Sinn habe, was sich lohnt) zu. Hiermit sei gemeint, dass Sinn habe, was verständlich ist. Als typisch für den hermeneutischen, phänomenologischen und soziologischen (an dieser Stelle bezieht sich Marquard explizit auf Luhmann) Theoriediskurs grenze sich dieser Sinnbegriff von seiner positivistischen Schwundstufe ab, die für die empirischen Wissenschaften (wie die akademische Psychologie) dominant sei, weil das Sinnlose nicht ausgeschlossen werde. Der Begriff Sinn, so lässt sich unter diesem Gesichtspunkt vermuten, ist deswegen für die Kybernetik bloß redundant, weil die Abgrenzung vom Sinnlosen – Luhmanns Pointe – Makulatur zu sein scheint. Abschließend zu diesem Theorieexkurs resümiert Marquard Luhmanns Sinn folgendermaßen: Der Zuspruch von Sinn sei ein Abgrenzungsverfahren, durch das abgegrenzt werde, was verständlich gegenüber dem Unverständlichen, vertraut gegenüber dem Fremden, affin gegenüber dem Nicht-affinen, möglich gegenüber dem Unmöglichen und die Welt gegenüber der Un-Welt sei.

Luhmanns Theoriegebäude setzt eine bestimmte semantische Besetzung des Begriffs Sinn inkrementell voraus. Die Gesamtheit aller evolutionär entstandenen und beobachtbaren Systeme lasse sich in zwei Klassen unterteilen, auf Basis von Sinn operierende Systeme, d. i. Soziale Systeme und Psychische Systeme, und ohne den Operator Sinn agierende Systeme, d. i. Organismen und Maschinen. Diese Unterscheidung ist für Luhmann identisch mit der Differenzierung von bloß allopoietischen Systemen – Organismen und Maschinen – und auch autopoietischen Systemen – Sozialen und Psychischen Systemen. Sinn ist bereits hier vage dadurch qualifiziert, die eigene Existenz thematisieren zu können, sodass an diesem Punkt Luhmanns Selbstreferenzialitätskonzept nicht mit demjenigen etwa der TOTE-Sequenz verwechselt werden darf. Wenn die soziologisch-kybernetische Systemtheorie nach Parsons und Luhmann von Sinn spricht, wird artikuliert, dass ein System dazu in der Lage ist, durch den Verweis auf sich selbst den "re-entry" der drei systemtheoretischen Differenzen Ganzes-Teil, System-Umwelt und Allopoiesis-Autopoiesis systemintern zu reproduzieren. Der für die kognitive Modellierung relevante Aspekt ist hier die Behauptung, Psychische Systeme seien im Gegensatz zu den sie abbildenden Maschinen dazu in der Lage, den Verweis auf sich selbst zu produzieren.

Entscheidend ist – gerade um Marquards Zusammenfassung nicht misszuverstehen – der Begriff Offenheit und Geschlossenheit gegenüber der Umweltkomplexität. Die Pointe in Luhmanns Systemtheorie, ist, entgegen dem etablierten Konzepts (vgl. z. B. Rapoport, 1974) zu behaupten, mit Sinn operierende Systeme seien dispositionell geschlossen und nicht offen, Maschinen seien hingegen offene Systeme, d. h. durch jede Veränderung der relevanten Umwelt beeinflussbar. Die Interaktion mit der Umwelt erfolge also stets für sinnstiftende Systeme nur indirekt und diachron. Hiermit rekapituliert Luhmann den zentralen Gedanken Meads (1934), die menschliche Erkenntnis bestehe aus "I" und "Me", dem durch Selbstwahrnehmung erfassbaren spontanen Teil und der

Summe vergangener Handlungen. De re ist also die Perzeption der Umwelt nur lose an diese gekoppelt, was sich an Deprivationsexperimenten nachvollziehen lässt: Sobald die kognitive Gewöhnung an dynamische Umwelten aussetzen, produziert das psychische System eigene Dynamik. Auch Maturanas (1982) Untersuchungen der retinalen Farbwahrnehmung zeigen, dass das soziale Konzept der Farbe eher als das physikalische Farbspektrum die neuronale Aktivierung bei Farbeindrücken vorhersagt. Ohne dabei in einen Konstruktivismus überzugehen, behauptet Luhmann demnach, dass, um systemintern anschlussfähig zu bleiben, kein Input für psychische Systeme nötig ist, ebenso wenig wie das System auf eine Homöostase zustrebt, sondern in stetiger Selbst-referenz diachron bleibt – die Quelle der Entropie ist der Sinn. Maschinen hingegen könnten somit nicht zwischen Relevanz und Irrelevanz, Sinn und Unsinn oder, mit Marquard, Welt und Un-Welt differenzieren, weil diese Differenzen evolutionär nicht für sie errungen wurden.

Für eine Phänomenologie des Problems gilt, dass sie das Individuum, das ein Problem hat, als sinnstiftend begreift. Es besteht demnach kein unvermittelter Konnex zwischen dem handelnden Subjekt und seiner ihm problematischen Umwelt. Die Konfrontation mit den Problemen seiner Welt erfolgt erst, sobald sie intrapsychisch aktualisiert wird. In diesem Sinne kann die positivistische Pointe der präzisen Bestimmung von Bedingungen des Handelns nicht affirmiert werden. Jede Handlung in einer problematischen Situation ist stattdessen durch Ungewissheit und ein unendliches Repertoire an Eventualitäten gekennzeichnet. Wenngleich sich also empirisch Tendenzen beobachten lassen, dass Probleme allenfalls in signifikanter Häufigkeit auf ähnliche Weisen gelöst werden, kann diese Reproduzierbarkeit nicht auf den existentiellen Vorgang des Problematisierens übertragen werden, denn hier handelt es sich um das Verfügungsgebiet willentlicher Sinnstiftung in einem geschlossenen System eigener Operatoren. Um diesem Sachverhalt gerecht zu werden, soll in diesem Kontext nicht von dem Problemlöser oder dem Problemlösenden die Rede sein, weil diese Ausdrücke die Assoziation zu einem Determinationsgefüge von Problem und Lösung bekräftigen, sondern von dem Subjekt des Problematisierens als Akteur oder Individuum, um zu betonen, dass die sinnstiftende Handlung die Voraussetzung für eine problematische Interpretation der Welt ist (hierzu 2.1).

1.3 Phänomenologische Psychologie

Der Begriff Phänomenologie offeriert verschiedene Ansatzpunkte zu seinem Verständnis. Zunächst kann er philosophiehistorisch als der Name einer Schule interpretiert werden, die sich auf Husserls „Logische Untersuchungen“ (2009) aus dem Jahr 1899 zurückführen lässt. Sodann als Bezeichnung einer wissenschaftlichen Methode als „besonderes Erkenntnisverfahren“ (Bochenski, 1971), die sich durch eine Reduktion vom Subjektiven, Theoretischen und von der Tradition auszeichnet.

Zuletzt aber auch als ein plastisches Konzept, das seit dem 18. Jahrhundert die Projektionsfläche für diverse Versuche bietet, die Beschäftigung mit Phänomenen zu benennen. In diesem letztgenannten Sinne muss hervorgehoben werden, dass der Begriff des Phänomens selbst ein breites Spektrum an Permutationen umfassen kann, gleichermaßen Hegels „Phänomenologie des Geistes“ wie den emphatischen Impetus, sich der unmittelbaren Wahrnehmung zuzuwenden. Wegen dieser Ambiguität des Begriffes bedarf es einer Konstatierung des hier bedienten Verständnisses der Phänomenologie.

Den drei oben erwähnten Spielarten der Phänomenologie lässt sich die hier bezogene Position schlechterdings nicht eindeutig zuordnen, weil diese Reinformen den theoriegeschichtlichen Wandel nicht abbilden können. Dies gesagt, steht jedoch bereits fest, dass insbesondere die letzte Variante einer bloß naiven Verwendung des Ausdrucks Phänomenologie nicht infrage steht, sondern der Bezug zu einem systematischen Ansatz gesucht wird. Dieser Ansatz indessen steht lediglich in losem Verband mit dem klassischen Konzept Husserls und insofern auch mit der schematischen Methode einer systematischen Reduktion. Vielmehr soll an dieser Stelle der Name Phänomenologie als ein Kampfbegriff ins Feld geführt werden, indem einerseits die Kontroverse innerhalb der Theorietradition berücksichtigt wird, und andererseits kein eigenständiger Zugang der Phänomenologie zum Gegenstand des Psychischen behauptet, sondern an ein eklektisches Unterfangen angeschlossen wird, das als Phänomenologische Psychologie tituliert wurde und werden soll.

Der theoretische Dissens innerhalb der klassischen Phänomenologie begann mit Husserls zweiter einflussreicher Publikation nach den „Logischen Untersuchungen“, den „Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie“ (2009) von 1913. Sie spaltete Husserls Schüler in ein Lager derer, die die betont idealistische Wendung zur reinen Phänomenologie mitzuvollziehen bereit waren, und andere, die die Phänomenologie als Methode ohne idealistischen Überbau konservieren wollten. An diesem Leitmotiv phänomenologischer Diversität lässt sich bis in die Gegenwart ein Unterschied zwischen klassischer und neuer Phänomenologie feststellen. Während die klassische Phänomenologie in Linientreue zu Husserl die Phänomenologie als Wesensphilosophie charakterisiert, die nach einer idealen Konstitution von Erfahrung fragt, betont die neue Phänomenologie die Erfahrung im Vollzug des praktischen Lebens, mit Schmitz lässt sich hier von einer „empirisch ernücherten Phänomenologie“ reden (1992). Zumal sich dieser Diskurs maßgeblich in Bezug auf die Phänomenologie als epistemologische Methode bezog, blieb ihr eine große inhaltliche Variabilität erhalten, aus der gleichermaßen Heideggers Fundamentalontologie (2006), Schellers Philosophische Anthropologie (2007) und Schütz' phänomenologische Soziologie entstehen konnten.

In Betreff der Psychologie, die zu jedem Zeitpunkt von thematischer Relevanz in der

Phänomenologie gewesen ist, weil bereits Husserls „Logische Untersuchungen“ vorrangig einer kritischen Auseinandersetzung mit dem Psychologismus gewidmet waren, kam es allerdings in Anbetracht der konstanten Latenz des Psychischen in der Phänomenologie erst spät zu einer programmatischen Expansion in Richtung der experimentellen Psychologie. Die Einflussnahme der Phänomenologie auf die Psychologie erfolgte letztlich aber vornehmlich durch die klassische, idealistische, nicht durch die neue, empiristische Theorietradition. Koryphäen dieser Bewegung der phänomenologischen Psychologie sind Waldenfels, Graumann, Métraux und die Utrechter Schule um Buytendijk (Peeters, 1994).

Entscheidend für die Perspektiven phänomenologischer Psychologie sind also zwei Facetten ihrer speziellen Konstitution. An erster Stelle ist zu konstatieren, dass die Phänomenologie in der Psychologie keine klaren Formen angenommen hat. Vielmehr silhouettenhaft sind aus den Bemühungen phänomenologischer Psychologen bisweilen nur vereinzelt inhaltliche Arbeiten, wie etwa Aron Gurwitschs „Théorie du champ de la conscience“ (1957) hervorgegangen, und stattdessen meistens Kritiken der zeitgenössischen Psychologie, die darauf aufmerksam machen möchte, dass „bei der Mehrheit der Psychologen außer Indifferenz nach wie vor Mißverständnisse über ‚Phänomenologie‘ und ‚Phänomenologische Psychologie‘ bestehen“ (Graumann, 1991, S. 23). Gleichzeitig ist der Horizont dieser phänomenologischen Kritik an der Psychologie nicht kohärent, sondern wird aus diversen Quellen - teilweise extradisziplinär - gespeist. Zweitens geht das Gros der phänomenologisch-psychologischen Arbeiten – ob mit oder ohne Reflexion der methodologischen Fissur zwischen klassischer und neuer Phänomenologie – paradigmatisch auf die orthodoxe Tradition der Husserlinterpretation zurück. Graumanns Anliegen bezüglich phänomenologischer Einflussnahme auf die Psychologie etwa bleibt also die „Wesensschau“ (1991, S. 29) und auch Métraux fragt in Bezug auf den Leib an erster Stelle nach „den Bezügen zwischen dem Leib- und dem Bewusstseinsapriori“ (1975, S. 53). Die ephemere Präsenz der Phänomenologie in der Psychologie beschränkt sich also auf die erste Hälfte der oben charakterisierten Dichotomie zwischen orthodoxen und alternativen Konzeptionen des phänomenologischen Paradigmas.

Die vorliegende Arbeit findet nun ihren theoriegeschichtlichen Bezugspunkt dort, wo bisher erst Pionierarbeit durch die Philosophie in Richtung einer phänomenologischen Psychologie begonnen wurde. Hiermit ist eine phänomenologische Psychologie gemeint, die weniger an die klassische Phänomenologie im Sinne der „Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie“ anschließt, sondern ihre Gegenstände im praktischen Lebensvollzug durch eine „empirisch ernüchterte Phänomenologie“ zu begreifen versucht. Zwar gibt es für diese Bemühungen diverse kreative Ansätze in der Philosophie, doch ihre Transposition bzw. Öffnung für die Psychologie stehen noch weitgehend aus. Als prominente Vertreter dieser Denkrichtung seien hier Merleau-Ponty und Schmitz erwähnt.

Methodisch schließt Merleau-Ponty gewiss an Husserls Phänomenologie an, doch dessen Intellektualismus, „de[n] Gegensatz zwischen der ungeordneten Mannigfaltigkeit von Sinneseindrücken auf der einen und die ordnende Funktion des Denkens (und der Denkformen) auf der anderen Seite“ (Prechtl, 1998, S. 157), lehnt er ab. Zu Beginn seiner „Phänomenologie der Wahrnehmung“ resümiert Merleau-Ponty den damaligen Status der Phänomenologie: „Phänomenologie ist vollziehbar und ist erkennbar als Manier oder Stil, sie existiert als Bewegung, aber noch ist sie nicht zu abgeschlossenem philosophischem Bewusstsein gelangt“ (1966, S. 4). Gleichsam muss Merleau-Pontys phänomenologischer Entwurf als Exploration einer originalen Philosophie seines jungen Zeitalters und Eklektik vormaliger Systeme verstanden werden.

Im Zentrum seiner Überlegungen steht der Leib als „Bedingung der Möglichkeit des Wahrnehmens“ (ebd., S. V), sodass sich seine Philosophie als „transzendente Phänomenologie des Gesichtspunktes, des Horizontes und der Perspektive“ (ebd.) zusammenfassen lässt. Der Begriff des Leibes muss hier deutlich, und das ist Merleau-Pontys Ansatzpunkt der Sensualismuskritik, vom Körper differenziert werden. Der Körper als rein räumliches Konstrukt ist unreal, es handelt sich lediglich um eine Koordinate im statischen, homogenen Raum der Mathematik. Seine biologischen und physikalischen Funktionen lassen sich mit der Anatomie aufzeigen, die an Leichen arbeitet. Die „Sinngenesis“ (ebd., S. 16) erfolgt erst im Rückgang auf den Leib, der die Positionsräumlichkeit zur Situationsräumlichkeit (ebd., S. 125) formt, denn „unser Leib ist nicht zunächst im Raum: er ist zum Raum“ (ebd. S. 178). Merleau-Ponty verdeutlicht diesen Zusammenhang beispielhaft: Ohne ein existentiell leibliches Moment nehmen wir den Ort eines Gegenstandes als bloße Koordinate ohne Ursprung wahr und die Lokalisierungen oben, unten, links und rechts haben keinen Sinn. Erst indem die leibliche Wahrnehmung als Fixpunkt hinzutritt, der „anthropologische Beitrag“ (ebd., S. 126) erfolgt, sich in den Gegenstand hineinzusetzen, kann beispielsweise ein Buch auf dem Tisch liegen. Im Gegensatz zum Körper handelt es sich beim Leib also um mehr als einen Gegenstand der Außenwelt (aber auch zusätzlich, im Gegensatz zur Seele, um mehr als einen Gegenstand der Innenwelt), vielmehr um das solitäre Mittel des Zur-Welt-Seins. Gleichmaßen ambivalent sind auch Phänomene des Leibes zu interpretieren, von Merleau-Ponty werden die Beispiele des Phantomglieds, der Anosognosie oder der Doppel-Empfindung herangezogen. Ein Phantomglied, nozizeptives und behaviorales Fortbestehen von Körperteilen nach Amputationen, lässt sich weder seelisch als Verdrängung des Verlustes, noch körperlich als fortbestehende Aktivität der Nervenbahnen, umfassend beschreiben. Erstens kann eine seelische Lokalisierung des Phänomens nicht erklären, weswegen das Phantomglied verschwindet, sobald die zugehörigen Nervenbahnen entfernt werden. Zweitens kann eine körperliche Lokalisierung nicht kausal bestimmen, weswegen sowohl das Verhalten persistiert, als ob das Glied noch vorhanden wäre, als auch der Schmerz nicht am Stumpf, sondern am Ort des vormaligen Gliedes wahrge-

nommen wird. Das körperliche Verhalten des Menschen wird somit von etwas beeinflusst, was nicht mehr körperlich ist, sondern nur leiblich existiert: Zu handeln, als habe man das Phantomglied noch, ist erst von einer übergeordneten, leiblichen Ebene aus zu verstehen.

Die Erklärung, die Merleau-Ponty für diese Phänomene dem traditionellen Dualismus entgegenhält, ist im Begriff des Eigenleibs elaboriert: „Nicht einem physikalischen Gegenstand, sondern eher einem Kunstwerk ist der Leib zu vergleichen“ (ebd., S. 181). Diese Metapher ist allerdings nicht im prominenten orchestralen Sinne misszuverstehen, der allseitigen Zusammenarbeit körperlicher Organe. Merleau-Ponty zielt vielmehr auf die präreflexive quasi-ästhetische Form des leiblichen Bewusstseins ab: „Man hat zeigen können, dass wir unsere eigene Hand auf einer Fotografie nicht erkennen, dass sogar viele nur zögernd ihre eigene Handschrift aus anderen heraus erkennen, dass hingegen jeder seine Silhouette oder seinen Gang im Film erkennt“ (ebd., S. 179). Der Eigenleib des leiblichen Bewusstseins realisiert sich darin, dass „jeder von uns [...] sich selbst gleichwie mit einem inneren Auge, das uns auf einige Meter Abstand vom Kopf bis zu den Knien anblickt“, sieht. Es ist die Synthese unserer Zugänge zur Welt, ob körperlich oder geistig.

Allem Objektivismus zum Trotz bot Merleau-Ponty mit dem Eigenleib ein Konzept zum Verständnis der menschlichen Lebenswelt an, das durch die Berücksichtigung subjektiver Erlebnisweisen nicht mit neuro-psychologischem Atomismus vereinbar ist und zugleich nicht in den Idealismus, der diese Erlebnisweisen als „ewige Subsistenz der Wahrheit“ (ebd., S. 181) mystifiziert, zurückfällt. Von dem errungenen Standpunkt nun fragt Merleau-Ponty nach den Erlebnisweisen, die dem leiblich erlebenden Menschen verfügbar sind: das Empfinden, der Raum, das Ding, der Andere. Das Ergebnis dieser phänomenologischen Analysen allerdings ist mit Schmitz (1992, S. 30) wie folgt zu resümieren:

„Am ehesten möchte ich meine Bemühungen, wenigstens der Thematik nach, denen von Merleau-Ponty vergleichen, doch ist mir dieser Autor zu vage; er spitzt seine phänomenologischen Analysen kaum je so scharf zu, dass auch nur ein Problem entstünde, das zu kritischer Diskussion reizen könnte“ (Schmitz, 1992, S. 30).

In diesem Lichte ist der Beitrag des französischen Philosophen zur Phänomenologie des Leibes als essentiell und wegbereitend zu würdigen. Nachdem er sich Anfang der 50er Jahre mit Sartre wegen des Erscheinens der kontroversen Schrift „Die Abenteuer der Dialektik“, deren Kapitel „Sartre und der Ultrabolschewismus“ (1974, S. 115ff) zu Animositäten geführt hatte (Bermes, 1998, S. 36f), überwarf, modifizierte Merleau-Ponty seine Leibphänomenologie. Diese Konzeption seiner letzten Lebensjahre beinhaltet merklich mehr metaphysische und ontologische Motive (ebd., S. 145ff), deren Anschlussfähigkeit für die Leibphänomenologie nur unter Vorbehalt gegeben ist. Die konkreten, detaillierten Analysen, die für die Psychologie und Therapeutik anschlussfähig sind, sind hingegen bei späteren Autoren wie Schmitz zu finden.

Auch Schmitz hebt den Zusammenhang der frühen Leibphilosophie um Merleau-Ponty mit der Philosophie der Existenz hervor: „Man kann die moderne französische Leib-Phänomenologie [...] von Sartre (1943, S. 365-427) und Merleau-Ponty (1945) wohl angemessen als Beginn des Versuchs würdigen, der hier unter dem Titel ‚Erkenntnistheorie‘ dargestellten, aber etwa auch für die Sozialanthropologie grundlegenden Pointe der Leiblichkeit auf die Spur zu kommen; denn dabei ist das Bestreben dieser Autoren, der Einseitigkeit einer bloß naturwissenschaftlichen Sicht auf den Menschenkörper einerseits, seiner Degradierung von Seiten der idealistischen Erkenntnistheorie andererseits durch einen Leibbegriff zuvorzukommen, der Leiblichkeit als ‚Geworfenheit‘ (Heidegger) in eine Perspektive versteht“ (1992, S. 13f). Schmitz selbst jedoch distanziert sich entschieden von den klassischen phänomenologischen und existenzphilosophischen Vordenkern der Leibphänomenologie: „[...] kann ich mir von bruchloser Weiterführung ihrer Arbeit in Inhalt und Methode nichts Gutes versprechen. In meinen Augen sind sie bestenfalls Protophänomenologen, die in den Vorurteilen der klassischen Metaphysik stecken bleiben“ (ebd., S. 29f) und kommt diesbezüglich mit Boehm, Merleau-Pontys Übersetzer, überein (1966, S. XVII). Schmitz' Ansatz hingegen ist die „[e]mpirisch ernüchterte Phänomenologie als philosophische Besinnung auf die Lebenserfahrung, als Durchleuchtung des Betroffenseins mit der Besonnenheit“ (ebd., S. 29). Seinem Anspruch gemäß orientieren sich Schmitz' Analysen unmittelbar am „eigenleiblichen Spüren“ als „Bastard von Körper und Seele“ (ebd., S. 11). Hierbei jedoch radikalisiert er die phänomenologische Methode als „Dreistadienmethode“ (ebd., S. 30f), indem er – und dies ist die selbst zugewiesene Aufgabe seines Hauptwerks, des „System[s] der Philosophie“ - jedes Phänomen des Alltags mit den Mitteln der üblichen Sprache heraushebt, dessen wiederkehrende Grundzüge terminologisch fixiert und zuletzt die komplexen Bestandteile des zugehörigen Gegenstandsbereiches rekonstruiert. Über dieser Methode steht die Maxime, „auf relativ triviale Lebenserfahrung aufzubauen, diese in scharfe Begriffe zu fassen und diese Begriffe nur in logisch übersichtlicher Weise zu kombinieren, um Erfahrungsbereiche zu rekonstruieren, die ihrerseits trivial oder esoterisch sein können“ (ebd.). Diese Renaissance der Phänomenologie lässt sich programmatisch als „das Bestreben, durch systematische Abschälung aller vom Belieben abhängigen Annahmen den harten Boden der Phänomene freizulegen“, (ebd., S. 31) zusammenfassen.

Der Kritik eines bloßen Rationalismus oder Sensualismus Merleau-Pontys stellt Schmitz eine Kritik des Objektivismus zur Seite. „Dass es, falls alle Tatsachen objektiv wären, keine Subjekte gäbe, die Existenz von Bewussthabern also nicht einmal eine objektive Tatsache wäre“, ist Begründung für die Notwendigkeit einer Phänomenologie des Leibes, die sich mit dem Subjektiven jenseits einer isolierten Sphäre der *res cogitans* beschäftigt. Bereits an dieser Stelle lässt sich ein couragierter Fingerzeig zum akademischen Establishment erkennen: „Diese Konsequenz [alle

Tatsachen seien objektiv; A. N. W.] haben die Empiriokritizisten und Positivisten Avenarius und Mach („Das Ich ist unrettbar“, Mach 1902, S. 19) ernstlich aus der von ihnen als selbstverständlich unbedacht unterstellten, wenn auch falschen Voraussetzung, alle Tatsachen seien objektive Tatsachen, gezogen, und die gegenwärtig herrschende kognitivistisch-behaviouristische Psychologie, die den Menschen als einen Spezialtyp informationsverarbeitender Systeme interpretiert, segelt in ihrem Fahrwasser, indem sie die gesunde antimetaphysische Wendung zu einer ‚Psychologie ohne Seele‘ (Lange, 1915, S. 362) mit dem Irrweg einer Psychologie ohne Subjektivität verwechselt“.

Schmitz' Analyse des Leibes fokussiert sich hierbei auf distinkte Begriffspaare als „harte[r] Boden der Phänomene“, mit denen er die Voraussetzungen eigenleiblichen Spürens zu beschreiben vermeint: Enge und Weite, Spannung und Schwellung, Intension und Rhythmus, protopathische und epikritische Tendenz. Bevor diese Dichotomien jedoch explizierbar sind, müssen Schmitz' Konzeption der Leibesinseln und seine Idee von dem Alphabet der Leiblichkeit dargestellt werden. Während Merleau-Ponty in seiner „Phänomenologie der Wahrnehmung“ den Eigenleib als Integral von Erscheinungen und Wahrnehmungen, als eine Art fleischlichen cogitos verstand, stieß Schmitz, der im Gegensatz zum französischen Phänomenologen vom Phänomen und nicht von der Negation der traditionellen Epistemologie ausging, darauf, dass es sich bei eigenleiblichem Spüren nicht um einen konsistenten, kontinuierlichen Erlebnisstrom handele, sondern vielmehr um eine Konvulsion und Amalgamierung diverser, solitärer Einzelakte. Einesteils handele es sich bei dem spürbaren Eigenleib um eine räumliche Erlebnisweise, in der andernteils „teilheitliche leibliche Regungen“ (ebd., S. 43) ihren Ort fänden. „Versuche man nur einmal, an sich so stetig ‚hinunterzuspüren‘, wie man an sich hinuntersehen und hinuntertasten kann, aber ohne sich auf Augen und Hände oder die durch früheres Besehen und Betasten erworbenen Vorstellungsbilder zu verlassen! Das geht nicht“ (ebd., S. 42). Unser leibliches Erleben findet somit nach Schmitz' Auffassung nicht in einem cartesischen Koordinatensystem mit mess-, zähl- und wiegbaren Koordinaten statt, sondern prägt stattdessen situativ uns und unserer Umwelt eine spezifische, variable Räumlichkeit auf. So mag unsere Lebenswelt gelegentlich im Weiteraum, Richtungsraum, Schallraum oder Ortsraum (ebd., S. 15) konstituiert sein. Die Orte nun, die sich unserer Wahrnehmung aktuell aufdrängen, fasst Schmitz als Leibesinseln auf: „Das bloße eigenleibliche Spüren lokalisiert die einzelnen Leibesinseln [...] an absoluten Orten und deren Weiterbestimmung zu relativen Orten in einem System von Lagen und Abständen wird erst durch Einordnung in das perzeptive Körperschema, das auf Zeugnisse des Besehens und Betastens Rücksicht nimmt, vollbracht“ (ebd., S. 44).

Dieweil die Beschreibung der multiplexen Leibesinseln innerhalb der o. g. Dreistadienmethode als Heraushebung der Phänomene des Alltags zu verstehen ist, sollte das Alphabet der Leiblichkeit als darauf folgende Phase der Analyse interpretiert werden. Es handelt sich um ein Kategoriensystem von Funktionsträgern, die den leiblichen Phänomenen vorausgehen. Hierzu zählen die obigen,

hervorhebenswerten Dichotomien.

„Leiblichsein bedeutet in erster Linie: Zwischen Enge und Weite in der Mitte stehen und weder von dieser noch von jener ganz loszukommen, wenigstens so lange, wie das Erleben währt“ (ebd., S. 45). Ohne dass an dieser Stelle die Nennung notwendig ist, besteht für jede erlebende Person die Möglichkeit, für diesen Sachverhalt ein Beispiel aus der eigenen Lebenswelt heranzuziehen. Schmitz formuliert prominente Situationen, die intuitiven Einblick in die Tragweite dieses Sachverhalts geben: „Im heftigen Schreck schwindet es [das bewusste Erleben; A. N. W.] im Extrem einer Engung ohne Weitung, beim Einschlafen und in verwandten Trancezuständen im Extrem einer Weitung ohne Engung, und beide Extreme können auch zusammenfallen, wenn das Band zwischen Engung und Weitung reißt. Solange der Mensch bei Bewusstsein ist, können sich Engung und Weitung aber höchstens teilweise von einander lösen, als privative Weitung z. B. im Augenblick der Erleichterung, wenn es dem Menschen wie ein Stein vom Herzen fällt, als privative Engung im peinlichen oder freudigen Erschrecken“ (ebd.).

Sind Engung und Spannung aufeinander antagonistisch bezogen, handelt es sich um Enge als Spannung und Weite als Schwellung. „Jede kann dominieren; beide Tendenzen können sich auch ungefähr das Gleichgewicht halten. Das ist der Fall beim Einatmen, das leiblich zugleich engt und weitet, und bei der muskulären Kraftanstrengung, z. B. beim Ziehen, Heben und Ringen. Dominanz der Spannung im Verband mit Schwellung liegt vor in gespannter Aufmerksamkeit, Beklommenheit, Hunger, besonders aber in Angst und Schmerz“ (ebd.). Diese Konkurrenz von Engung und Weitung kann darüber hinaus in zwei Formen realisiert werden, rhythmisch oder intensiv. Der erste Fall liegt vor, „wenn abwechselnd Spannung und Schwellung das Übergewicht erhalten“ (ebd., S. 46), im anderen bleibt eine der beiden dominant. Rhythmisch sind etwa Wollust oder Angst, intensiv ist hingegen Schmerz. Die zuletzt oben genannte Dichotomie ist durch protopathische und epikritische Tendenz bezeichnet. Hierbei handelt es sich um das einzige Kategorienpaar, das nach Schmitz' Analyse unabhängig von der kardinalen Antinomie von Enge und Weite besteht (ebd., S. 48). Die protopathische Tendenz treibt zum Dumpfen oder Diffusen, die epikritische Tendenz zum Scharfen oder Spitzen. „Protopathisch ist z. B. die sanfte, schmelzende, zärtliche Wollust, die vom Streicheln und Kosen der Haut geweckt zu werden vermag, epikritisch dagegen das wollüstige Prickeln und feine Streicheln, das den Rücken hinunterläuft oder -rieselt“. Anhand dieser prominenten Kategorien lässt sich Schmitz' Phänomenologie des Leibes vortrefflich illustrieren. Eminent ist die „empirisch ernüchterte“ Ableitung von alltäglichen Phänomenen bei anschließender epoché, um die unser leibliches Sein fundierenden Elemente zu isolieren und terminologisch zu isolieren. An dieser Stelle wird ebenfalls ersichtlich, inwiefern die Kritik an Merleau-Pontys Vagizität zu verstehen ist. Der französische Denker vermochte nicht, von der Deduktion mit intuitivem Ausgangspunkt sensu Bergson abzulassen, sodass seine Abstraktionsbasis

Schmitz' phänomenologischer Alltagsnähe entbehrte.

Vom Standpunkt der empirischen Psychologie aus führen – unabhängig vom Potenzial, das Merleau-Pontys und Schmitz' Vorschläge bergen – nicht nur die rhetorische Terminologie, sondern auch die nachgerade kühnen Hypothesen der Autoren zur erschwerten Anschlussfähigkeit an ebendiese Gedanken. Aus diesem Grunde, und um die Themenwahl nicht der philosophischen Inspiration, resp. Spekulation zu überlassen, also dem Votum der empirischen Ernüchterung einen nach humanwissenschaftlichen Kriterien festen Stand zu verschaffen, soll in dieser Arbeit die kreative Energie der neu-phänomenologischen Konzepte auf einen genuin psychologischen Gegenstand, das Problem, angewandt, und diese Energie in das Kategoriensystem der empirischen Psychologie transformiert werden.

Um der Phänomenologie zuletzt eine klare Profilierung in Abgrenzung zu dem oben charakterisierten Positivismus zu verschaffen, ist an dieser Stelle zu klären, inwieweit sie dem Phänomenalismus widerspricht. Eine wichtige Konsequenz des positivistischen Phänomenalismus und Nominalismus ist der schon bei Hume gedachte Atomismus der einfachen Wahrnehmungen (simple perceptions). Hiermit ist ausgedrückt, dass der wahrgenommene Gegenstand auf eine einstellige Information beschränkt ist. Die Wahrnehmung komplexer Entitäten fällt stets auf die Summe einzelner einfacher Wahrnehmungen zurück. Die Phänomenologie bezieht demgegenüber unabhängig von ihrem intrakonzeptuellen Dissens die Position, dass Gegenstände wesentlich komplex sind, ein Widerspruch zur Absage an verborgene Eigenschaft des Phänomenalismus und zum Atomismus:

„Das phänomenologische Schauen scheint auf den ersten Blick etwas ganz einfaches zu sein, lediglich darin zu bestehen, daß man das geistige Sehvermögen offen hält, gegebenenfalls auch durch äußerliche Bewegung, etwa Reisen, Einnehmen einer bequemen Lage usw., den Gegenstand gut sichtbar vor sich bringt. Eine besondere Methode, die die Denkbewegung selbst regeln würde, scheint auf den ersten Blick gar nicht notwendig zu sein.

Sie ist aber doch erforderlich, und zwar aus zwei Gründen. (1) Der Mensch ist so geartet, daß er eine fast unüberwindliche Neigung hat, in das, was er sieht, fremde, im Gegenstand selbst nicht gegebene Elemente hineinzusehen. Diese Elemente werden entweder durch unsere subjektiven emotionalen Einstellungen in das wirklich Gesehene hineingebracht (so sieht ein feiger Mensch die Kraft des Feindes verdoppelt), oder durch anderswo erworbenes Wissen in den Gegenstand hineingelegt, wir projizieren in den gegebenen Gegenstand unsere Hypothesen, Theorien, Vorstellungen usw. Nun handelt es sich bei der eidetischen Reduktion aber gerade darum, das schlicht Gegebene und nichts anderes zu sehen. Um dies zu erreichen, muß eine sorgfältig ausgearbeitete und eingeübte Methode angewandt werden. (2) Kein Gegenstand ist einfach, sondern jeder ist unendlich komplex, und zwar besteht er aus verschiedenen Komponenten und Aspekten, die nicht gleich wichtig sind. Der Mensch kann aber nicht alle diese Elemente zugleich erfassen, er muß eines nach dem andern beobachten. Auch dies erfordert eine klug durchdachte und eingeübte Methode.

Deshalb *gibt es* nicht nur eine phänomenologische Methode, sondern ist es auch *notwendig*, sie gut zu beherrschen, um richtig zu sehen.

Soweit die Phänomenologie selbst. Ihr Standpunkt wird von den Empiristen und von den Kritizisten bestritten [sic!]“ (Bochenski, 1971, S. 24f).

Das fundamentale Merkmal der Phänomenologie ist also die methodische Bemühung darum, der Komplexität der Gegenstände und der Wahrnehmung dieser Gegenstände gerecht zu werden, die von dem Positivismus geleugnet wird. Ob dieser Zweck wie in der klassischen Phänomenologie durch die „Epoché“, d. i. die eidetische Reduktion in Bochenskis Sinne, oder durch Schmitz' Dreistadienmethode erreicht wird, ist eine Frage der Theoriegeschichte.

2. Der psychologische Begriff des Problems

Um eine kritische Stellungnahme zur psychologischen Problemforschung zu ermöglichen, müssen terminologische Präzision, historische Relevanz und die hinreichende Berücksichtigung des thematischen Kontextes gesichert sein. Zu diesem Zweck soll in diesem Abschnitt eine genealogische Herleitung des gültigen Verständnisses des strittigen Begriffes durchgeführt werden (2.1), woraufhin die zentralen Termini, die den kategorialen Skopus der bisherigen Problemforschung auszeichnen, eingeführt werden, namentlich die Problemfindung (2.2), die Problemeinordnung (2.3), das Problemfeld (2.4) und die Problemqualität (2.5). Das Schema für die Selektion dieser Facetten kann nicht von der übergeordneten kritischen Intention getrennt verstanden werden. Insbesondere den Ausdruck Problemlösung nicht in den Kanon der Schlüsselbegriffe aufzunehmen, lässt sich einerseits auf den internalen Grund zurückführen, dass die Psychologie des Problemlösens gegenwärtig die Majorität der wissenschaftlichen Beiträge zum Gegenstandsfeld des Problematischen stellt – der Begriff also latent bereits präsent ist; andererseits soll die Problemlösung an dieser Stelle aus einer der hegemonialen Forschung externalen Perspektive als ein von der reinen Problemforschung zu differenzierender Forschungsschwerpunkt vorgeschlagen werden.

2.1 Geistesgeschichtliche Einordnung

Der Ausdruck „Problem“ lässt sich etymologisch vom griechischen πρόβλημα ableiten. Hierbei handelt es sich um eine Substantivierung des transitiven Verbums βάλλω (dt. ich werfe etw., ich treffe etw.) mit dem Präfix προ- (dt. vor). In die deutsche Sprache wurde das griechisch-lateinische problema und adjektivisch problematicus im 16. Jahrhundert entlehnt. Dank seiner Wortherkunft steht es in semantischer Verbindung zu den Wörtern „ballistisch“, „diabolisch“, „Embolie“,

„Emblem“, „Parabel“, „Symbol“, aber auch „Armbrust“ und „Ballade“. Inhaltlich lässt es sich beispielsweise als „zu lösende Aufgabe, Fragestellung; Schwierigkeit, schwieriger Vorwurf“ (Duden Herkunftswörterbuch, 1963, S. 531) fassen. Sprachpragmatisch kann eine regelmäßige akkusativische Verwendung als „ein Problem haben“ sowie der frequente nominativische Gebrauch als „ein Problem sein“ konstatiert werden. Eine sprachliche Charakterisierung des Problems legt somit erstens die metaphorische Analogie zum leiblichen oder mechanischen Akt des Wurfs nahe, zweitens steht es in inhaltlicher Nähe zu kommunikativen Handlungsformen im interrogativen (Fragen) und appellativen (Vorwurf, Aufgabe) Modus.

Gerade weil bereits der Ausdruck bzw. das Signifikant „Problem“ in einem anthropogenen und kulturellen Kontext zu verorten ist, lässt sich für den Gegenstand bzw. das Signifikat eine ähnliche Lage vermuten. Hiermit ist die Eventualität gemeint, dass nicht nur das Wort, sondern auch der korrespondierende Gegenstand vornehmlich für soziale Kontexte, Menschen oder bereits jedwede Kognition relevant sein kann. Im Anschluss an die Etymologie lässt sich in diesem Sinne vermuten, dass dem Problem eine Artikulation zugrunde liegt, der Gegenstand des Problems müsste in konsistenter Folge demnach die evolutionäre Errungenschaft semantischer Bestimmung voraussetzen. Theoriegeschichtlich jedoch ist es kein Triviales, diese Hypothese unzweifelhaft zu bestätigen, denn einerseits – wie bereits die Entwicklung des Begriffs gezeigt hat – gibt es keine eindeutige Zuordnung des Ausdrucks zu einer Extension, d. h. der Begriff Problem bezeichnet Mannigfaltiges; andererseits scheint bereits ihre lexikalische Definition nur durch Synonymie und Analogie möglich zu sein, weil die Intension des Begriffes ebenfalls strittig ist, d. h. der Begriff Problem ist (bisher) abstrakt definiert. Diese beiden Umstände, die extensionale (dem Umfang nach) und intensionale (dem Inhalt nach) Uneindeutigkeit des Problems gilt es nachfolgend an der historischen Entwicklung der Problemforschung zu illustrieren. Beginnend bei dem obigen etymologischen und lexikalischen Definitionsversuch soll die Hinlänglichkeit zur Überwindung der besagten extensionalen und intensionalen Uneindeutigkeit dieser historischen Ansätze bis zum gegenwärtigen Verständnis des Problems überprüft werden.

Im Anschluss an die obige lexikalische Beschreibung des Problems als „zu lösende [...] Fragestellung“, lässt sich für einen Ansatz folgern, dass es Probleme gibt, seitdem Fragen gestellt werden. Der Wortherkunft nach handelt es sich bei der „Fragestellung“ im Gegensatz zum Problem um keine Metapher oder Analogie, sondern um einen Ausdruck, der etwas Konkretes bezeichnet und auch etwa in Latein (*questio*) oder Griechisch (*θέμα*) einen originären Sachverhalt bezeichnet. Ohne hierbei allgemeine Gültigkeit beanspruchen zu müssen, liegt also nahe, dass es sich bei Fragen und somit Problemen um eine anthropologische Konstante handelt, d. h. etwas, das seit der Evolution vom *homo sapiens* bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt beobachtet werden konnte. Hiermit sei indessen nicht mehr gesagt, als dass der Gegenstand des Problems stets verfügbar gewesen sein

muss, insofern Fragen als Probleme auftreten. Für eine vollständige Analyse der historischen Auseinandersetzung mit dem Gegenstand des Problems gibt es in diesem, weitesten Sinne des Problems demnach keinen zeitlichen Horizont. Ein bloß lexikalischer Definitionsversuch des Begriffs Problem vermag gleichsam nicht, die extensionale und intensionale Uneindeutigkeit zu überwinden, denn dem Umfange nach scheint jedes denkende Handeln des Menschen unter den Begriff zu fallen, während es zugleich zu keiner inhaltlichen Abgrenzung kommt.

Handelt es sich, wie zuvor angenommen, bei dem Problem gegenständlich tatsächlich um einen Sachverhalt, der nicht erst nach seiner begrifflichen Beschreibung in die beobachtbare Welt gelangt ist, sondern als Aufgabe, Frage, Schwierigkeit oder Vorwurf bereits immer vorhanden gewesen ist, so ist nicht auszuschließen, dass es vor und nach seiner terminologischen Fixierung unter anderem Namen thematisiert worden ist. Da jedoch das obige Diktum vom Problem als „zu lösende[r] [...] Fragestellung“ de facto sämtliche menschliche Reflexion als einen systematischen Ansatz der Problemforschung interpretierbar werden lässt, ist eine Problemforschung in diesem lexikalischen Sinne ohne jede Beschränkung nicht spezifischer als die Psychologie im Allgemeinen. Ein Umstand, der der Problemforschung im engeren Sinne zuwiderläuft und angesichts vollständiger Generalisierbarkeit zu dem Motto geführt hat, dass „alles Leben [...] Problemlösen“ sei (Popper, 1996). Statt jedoch die Problemforschung die Wissenschaft von Aufgabe, Frage, Schwierigkeit oder Vorwurf und damit beinahe sämtlicher Geistestätigkeit sein zu lassen, ist die Theoriesgeschichte des Problems durch Entwürfe der begrifflichen Präzisierung ausgezeichnet. An dieser Stelle soll die These verteidigt werden, dass es sich bei diesen Entwürfen um keine artifiziellen Applikationen handelt, die dem realen Gegenstand des Problems in seiner angeblichen Omnipräsenz nicht gerecht werden, sondern um Versuche, dem gegenständlichen Phänomen des Problems näherzukommen. Die systematische Interpretation des menschlichen Fragens, Denkens und insbesondere Problematisierens soll als Beobachtung zweiter Ordnung (Luhmann, 1987) verstanden werden. Somit kann der bloß intuitive und auf der Etymologie beruhende zuvor gewählte Definitionsversuch den Kriterien einer extensionalen und intensionalen Eindeutigkeit nicht standhalten.

Eine der ersten Beiträge zu einem definitiven anstelle eines holistischen Verständnis des Problems wurde von Kant (2005) vorgelegt. Er begreift das Problematische als eine Modalität des Urteils. Hierbei handelt es sich um einen epistemologischen Begriff, denn „[d]as Urteil ist also die mittelbare Erkenntnis eines Gegenstandes, mithin die Vorstellung der Vorstellung desselben“ (Ebd., S. 110). Des Weiteren: „Die Modalität der Urteile ist eine ganz besondere Funktion derselben, die das Unterscheidende an sich hat, daß sie nichts zum Inhalte des Urteils beiträgt [...], sondern nur den Wert der Kopula in Beziehung auf das Denken überhaupt angeht“ (Ebd., S. 114). Nachdem Kants Verständnis von Urteil und Modalität dargestellt sind, lässt sich für das problematische Urteil

resümieren, dass es ein solches ist, „wo man das Bejahen oder Verneinen als bloß möglich (beliebig) annimmt“ (ebd.). Die Modalität des Urteils kann darüber hinaus, sofern es nicht problematisch ist, assertorisch, „da es als wirklich (wahr) betrachtet wird“, oder apodiktisch, weil „man es als notwendig ansieht“ (ebd.) sein. Entscheidend für die Theoriegeschichte des Problems ist hier, dass über einen Sachverhalt problematisch zu urteilen, gleichsam ein Problem zu haben, erstens keine inhaltliche Bedeutung trägt, und zweitens eine epistemische Funktion zugewiesen bekommt. Kant sagt im Beispiel sprechend:

„So ist das Urteil: die Welt ist durch blinden Zufall da, in dem disjunktiven Urteil nur von problematischer Bedeutung, nämlich, daß jemand diesen Satz etwa auf einen Augenblick annehmen möge, und dient doch (wie die Verzeichnung des falschen Weges, unter der Zahl aller derer, die man nehmen kann), den wahren zu finden. Der problematische Satz ist also derjenige, der nur logische Möglichkeit (die nicht objektiv ist) ausdrückt (sic!), d. i. eine freie Wahl, einen solchen Satz gelten zu lassen, eine bloß willkürliche Aufnahme desselben in den Verstand“ (Kant, 2005, S. 115).

Zusammenfassend lässt sich Kants Darstellung auf zwei Gesichtspunkte konzentrieren. Erstens ist das Problem eine Form der Beurteilung der Vorstellung von der Welt. Zweitens ist es nicht holistisch in jedem Fall gültig, sondern erst dort, wo das Urteil möglicherweise bestätigt oder geleugnet wird, statt es für wahr oder unwahr zu halten, bzw. für wirklich. Gewiss, es handelt sich hier um die logische Formalisierung von Urteilssätzen, die von der psychologischen Immanenz eines empirischen Problems absieht, doch die initiale Bedeutung des Ansatzes besteht darin, den Begriff des Problems von seiner Fixierung auf die intuitive Selbstbeschreibung etwa des obigen lexikalischen Ansatzes, ein Problem zu haben, wann immer ein artikulationsfähiges Lebewesen mit der Welt interagiert, zu befreien. Mit Kant ist ein Problem nicht mehr dort zu suchen, wo etwas – in beliebigem Rahmen – fraglich ist, sondern dort, wo ein Urteil, die vorstellende Repräsentation, nicht als wirklich oder notwendig erkannt werden kann. Begrifflich kann demnach von einer extensionalen Präzisierung des Problems geredet werden, weil gleichermaßen die logische Beschränkung auf Urteilssätze, psychologisch gesprochen, auf vermittelnde Repräsentation des empirischen Relativs, wie die modale Abgrenzung Kriterien an die Hand geben, um Probleme zu finden. Zugleich ermangelt der kantische Ansatz angesichts bloß modallogischer Formulierung einer intensionalen Gestaltung des Begriffs. In dem historisch nächsten Schritt bedurfte es also einer Transition des definatorischen Zugangs in die empirische Psychologie.

Zumal die im kantischen Sinne problematischen Urteile in vivo nicht über nur logische Sachverhalte getroffen werden, sondern durch eine subjektive Motivation selektiert werden, wurde in der frühen psychologischen Problemforschung die Hinwendung zum Möglichen ähnlich wie bei Kant nachvollzogen, jedoch um eine Dimension erweitert. Dieser Umstand lässt sich etwa an Duncers klassischer Definition des Problems nachvollziehen:

„Ein ‚Problem‘ entsteht z. B. dann, wenn ein Lebewesen ein Ziel hat und nicht ‚weiß‘, wie es dieses Ziel erreichen soll.

Wo immer der gegebene Zustand sich nicht durch bloßes Handeln (Ausführen selbstverständlicher Operationen) in den erstrebten Zustand überführen lässt, wird das Denken auf den Plan gerufen. Ihm liegt es ob, ein vermittelndes Handeln allererst zu konzipieren“ (Duncker, 1974, S. 1).

Mit Kant gemein lässt sich hier feststellen, dass ein „Zustand“ als veränderlich perzipiert wird. Das „Lebewesen“ verfügt über das problematische Urteil, dass das „Bejahen oder Verneinen“ der Vorstellung von diesem Zustand möglich ist. Ex negativo: Der „erstrebte Zustand“, das „Ziel“ ist weder wahr, noch notwendig. Hinzu kommt allerdings eine weitere Komponente, deren Gehalt bisher lediglich implizit zum Ausdruck gekommen ist. Gerade weil das Eintreten der Zielzustands nicht als notwendig zu erkennen ist, wird das problematische Urteil durch das vermittelnde Handeln flankiert. Dass der modale Status des epistemischen Urteils als problematisch eine performative Folge hat, ist in Kants ausschließlich logischen Begriffen nicht notwendig. Für die akademische Psychologie jedoch ist die Definition des Problems erst erschöpft, sobald der Logik eine emotionale, kognitive und hier maßgeblich motivationale Perspektive hinzugefügt wird. Die psychologische Anthropologie geht in dieser Hinsicht davon aus, dass die Auseinandersetzung mit Problemen die Suche nach Lösungen impliziert: „It is common to describe complex behavior as goal-driven“ (Ohlsson, 2012, S. 120). Diese Prämisse verändert hingegen den Fokus der Definition, denn während Kants logische Fassung des Problems keine inhaltlichen Beschränkungen nahelegt, fasst Duncker unter dem Problem vornehmlich diejenigen Sachverhalte zusammen, mit denen handelnde Interaktion vorstellbar ist. „Die Welt ist durch blinden Zufall da“ wäre nun also erst eine problematische Aussage, wenn ihre Affirmation oder Negation durch handelnde Auseinandersetzung wahrscheinlicher wird, was Kant als Grundlage, „den wahren [Satz] zu finden“, erwägt, aber modal unabhängig begreift. Gewissermaßen lässt sich die psychologische Erweiterung der Definition also als das Sein des Problems zur Lösung zusammenfassen.

Mit der Hinwendung der Experimentalpsychologie auf einen teleologischen Problembegriff, der sich durch eine allgemeine Zielorientierung des Lebewesen an der Lösung von Problemen auszeichnet, eröffnet sich ein Feld an möglichen intensionalen Bestimmungen des Problems. Im Anschluss an Dunckers Integration von „Zustand“, „Ziel“ und „vermittelndem Handeln“ ließ sich insbesondere unter Verweis auf motivationspsychologische Permutationen unterschiedlicher Volitionen eine qualitative Bestimmung des Problems erstellen. Für Pólya (1945) erschöpft sich das Problemlösen für die mathematische Domäne in vier Schritten, „understand the problem“, „make a plan“, „carry out the plan“ und „look back at your work“. Auch hier reflektiert sich die teleologische Trias von Ausgangszustand, Ziel und Hindernissen, die sich bei Duncker andeutet. Die Sachlage wird jedoch dahingehend elaboriert, dass die Lösungstendenz als Technik präsentiert wird, also ein Problem sich weniger durch den Konzeptstatus des „vermittelnde[n] Handeln[s]“, wie noch bei Duncker, sondern durch Lösbarkeit auszuzeichnen scheint. Anders gesagt: Dunckers

Verständnis des zielorientierten Problemlösers akzeptiert den Begriff des Problems bereits dort, wo das vermittelnde Handeln zwar entworfen werden soll, aber nur fakultativ bleibt – im Umgang mit dem Problem keine Lösung finden zu können, bleibt möglich: Das Problem zu verstehen, ist nur notwendige Voraussetzung seiner Lösung. Pólyas technisches Verständnis demgegenüber scheint im Verstehen des Problems bereits die hinreichende Voraussetzung für den planerischen und exekutiven Umgang mit seiner Lösung zu sehen. Dieser Umstand hat eine Rückwirkung auf den Begriff des Problems bei Pólya, denn Problem ist erst, womit sich auch handelnd auseinandergesetzt werden kann, statt ein Handeln, in Dunckers Worten, „allererst zu konzipieren“.

Diese pragmatische Evolution der Intension des Problembegriffs von Kants rein formaler Fassung über Dunckers Antizipation der Lösung hin zu Pólyas Faktizität der Lösbarkeit kulminiert in Newell und Simons (1972) problem space principle. Sie schreiben:

„The rational activity in which people engage to solve a problem can be described in terms of (1) a set of states of knowledge, (2) operators for changing one state into another, (3) constraints on applying operators and (4) control knowledge for deciding which operator to apply next“ (Newell & Simon, 1972).

Das zentrale Moment dieses Definitionsversuchs ist die funktionalistische Interpretation nicht nur des performativen Problemlösens, sondern auch implizit des Problembegriffs. Dass Newell und Simon als generelle Problembehandlung ein vollständig durch den Problemraum formalisierbares und reduzierbares Verhalten postulieren, impliziert ferner, dass Probleme eine rationale Kategorie sind, die sich zumindest metakognitiv als ein Determinationsgefüge beschreiben lassen. Die aus diesem Ansatz resultierenden Darstellungsformen von Problemen, denen oftmals graphische Illustration nahelegt, präsentieren ihren Gegenstand als ein geschlossenes Gefüge kontinuierlich verfügbarer Zustände und Operationen. Es ist wichtig, hier nicht misszuverstehen, dass das aktuell problemlösende Subjekt hier als rein formalistisch vorgehend verstanden wird. Die Frage ist vielmehr, ob das irrationale Handeln des Subjekts für das Problem relevant ist oder als Rauschen zu klassifizieren ist. Der Punkt ist indessen, dass das Postulat einer Struktur von Zuständen, Operatoren, Randbedingungen und Kontrollwissen den Problembegriff über Pólyas Modell und Dunckers Definition hinaus spezifiziert. Statt lediglich Lösbarkeit und die Möglichkeit der handelnde Einflussnahme vorauszusetzen, gehen Newell und Simon von der Kognition als dominanter Handlungsform im Umgang mit Problemen aus, sodass zumindest die subjektiv-repräsentationale Seite des Problems rational konfiguriert ist. Hiermit ist auch weiterhin nicht zum Ausdruck gebracht, dass der Problemlösende ausschließlich rational handelt, doch der Umstand, dass sich sämtliche Handlungen zur Bearbeitung des Problems in einem kausalen Handlungsfeld formalisieren lassen, bedeutet, dass letztlich jede Handlung metakognitiv auf ihre rationale Komponente reduziert werden kann.

Vor dem Hintergrund der zuvor skizzierten Entwicklung des psychologischen Problembegriffs lassen sich einige markante Facetten der psychologischen Problemforschung aufzeigen, die sich auf dem Fundament des teleologischen Problems etabliert haben. Ihnen soll im Nachfolgenden separat Aufmerksamkeit gewidmet werden, um die qualitative Bestimmung des Problems nach teleologischem Muster in seinen prozeduralen Komponenten zu ermöglichen.

Mit Problemfindung (2.2) ist ein Begriff bezeichnet, der methodisch weitgehend unabhängig von der Lösung des Problems gedacht werden kann, weil die performative Suche nach Problemen empirisch nicht auf den teleologischen Problembegriff angewiesen ist, sondern sich bereits mit dem selbstbeschreibenden Urteil des Akteurs zufriedenstellt. Schon die Manipulation des zu findenden Problems jedoch und die Abgrenzung von tatsächlich gefundenen Problemen und vermeintlich gefundenen Problemen bindet die Problemfindung an eine Stellungnahme zu einem Kriterium für das Problematische. Im Fokus der Betrachtung steht also für diesen Begriff, ob und inwiefern ein Zugang zum Problem von seinen Ursprüngen statt seinen Zwecken möglich ist.

Problemeinordnung (2.3) fragt nach der Variabilität von Problemen sowie deren Typen. Hierbei kann einerseits nach Domänen gefragt werden, die sich aus Anwendungsfeldern gesellschaftlichen Handelns ergeben. Andererseits lassen sich Probleme nach ihrer internen Struktur voneinander abgrenzen, die sich durch das zugrundeliegende externale Material ergibt.

Im Kontext des von Newell und Simon etablierten Terminus des Problemraums (2.4) ist maßgeblich das Verhältnis realer, möglicher und imaginativer Zustände, die dem Problem zugeschrieben werden, thematisiert. Eine große Bedeutung für den Begriff des Problems hat darüber hinaus der Problemraum als das logische Substrat der materialen Grundlage von Problemen. Nicht nur als Metapher also, sondern als das Verhältnis des Subjekts zu seinem räumlich und zeitlich bestimmten Handlungsfeld lässt sich über den Problemraum sprechen.

Problemqualität (2.5) zuletzt transzendiert das vorige Thema der Problemeinordnung. Weniger handelt es sich hierbei um eine Differenzierung nach der materialen Struktur des Problems als nach der figurativen Repräsentation durch den Bewussthabenden. Entscheidend ist somit für den Begriff der Problemqualität der Zugang des Handlungssubjekts zu seiner Umwelt angesichts kapazitativer Potenziale und Begrenzungen.

2.2 Problemfindung (problem finding)

Für Lee (2007) lässt sich der Begriff Problemfindung in Bezug zum Problemlösen verstehen: „Problem solving means a process of closing a gap between an initial state and a goal state; problem finding is the act of discovering that gap“ (S. 113). Epistemisch steht die Problemfindung demnach vor der Problemlösung bzw. ermöglicht sie ursprünglich. Zusätzlich können ihr einige Teilprozesse

zugeschrieben werden, wie Problemkonstruktion (problem construction), Problemstellung (problem posing), Problemformulierung (problem formulation), Problemidentifizierung (problem identification), kreative Problementdeckung (creative problem discovery) und Problemdefinition (problem definition), die entweder den akteurszentrierten generativen Anteil oder replikativen Anteil der Problemfindung betonen (Lee, 2007; Runco, 1994). Ferner lässt sich die Problemfindung auch in eine prozedurale Sukzession von Operationen einordnen, die von einer beobachtenden Problemfindung zu einer handlungsorientierten Vorbereitung übergehen. In diesem Sinne schlägt Lee (2007) im Anschluss an Hayes (1981), Bransford und Stein (1984), Polya (1945), Rossman (1931) und Wallas (1926) fünf Stufen des Fortschritts von der Problemfindung zum Problemlösen vor: Problemfindung (finding the problem), Problemidentifikation (identifying the problem), Problemverstehen (understanding the problem), Bedarfskalkulation mit Problemformulierung (observing need and problem formulation) und zuletzt Vorbereitung (preparation). Im weiteren Kontext der Problemfindung lassen sich einige weitere Termini assoziieren, die zur Klärung ihres Verhältnisses zum Problem beitragen. Runco (1997, S. 9) etwa spricht im Anschluss an Getzels (1975), Subotnik und Steiner (1994) sowie Mumford und Fleishman (1994) von der gängigen Austauschbarkeit der Ausdrücke Problemidentifikation (problem identification) und Problemkonstruktion (problem construction) mit Problemfindung, was im Gegensatz zu Lees Aussage, die zugrunde liegenden Begriffe seien Teilprozesse der Problemfindung, davon zeugt, dass es sich bei der Problemfindung um eine Handlungsform handelt, die in alltagssprachlicher Grundlage keine präzise Segmentierung nahelegt und damit das Feld für terminologische Kontroversen öffnet. Inhaltlich steht der Problemfindung zusätzlich die Problemwahrnehmung (problem perception) ebenso wie die Problemerkennung (problem recognition) nahe (Ohlsson, 2012). Der Begriff Problemwahrnehmung indessen ist mit einem epistemischen Externalismus assoziiert, der Probleme dort für wahrnehmbar hält, wo die materiale Konstellation ein Problem determiniert (zu dem Aspekt des Problemmaterials [problem material] mehr unter 2.3). Problemerkennung demgegenüber betont die Möglichkeit, dass materiale Probleme den Akteuren verborgen bleiben können, weil ihre Fähigkeit zur Problemerkennung nicht ausreicht oder das Problem wesentlich schwer zu detektieren ist.

Zur inhaltlichen Bestimmung der Problemfindung und ihrer Derivate lassen sich zwei Faktoren heranziehen. Erstens der Grad an Strukturiertheit (degree of structure) einer Situation (Lee, 2007), zweitens die kognitive Problemrepräsentation (problem representation) als Informationsquelle (Mumford et al., 1994). Strukturiertheit zunächst lässt sich als ein Verweis auf die Problemeinordnung (2.3) verstehen, die Probleme nach ihrem materialen Aufbau kategorisiert. Für die Problemfindung jedoch steht die Frage im Vordergrund, ob die Übersichtlichkeit und Konsistenz einer Situation den Übergang von der Problemfindung zur Vorbereitung des

Problemlösens ermöglichen oder erleichtern. Die Manipulation der Strukturiertheit ließe sich dabei empirisch etwa durch die Verfügbarkeit von Informationen darstellen, die den Probanden zur Verfügung stehen, um Probleme zu generieren (Lee, 2007). In Abhängigkeit von dem Grad an Strukturiertheit einer Situation könne anschließend Erfolg und Qualität der Problemfindung durch Maße wie Angemessenheit, Originalität oder Elaboriertheit, die durch den Vergleich mit der Leistung von Experten für die entsprechende Situation gewonnen werden, festgestellt werden. Dieser erste Faktor der Problemfindung lässt sich somit als eine Größe beschreiben, die die Kompatibilität von externalen Situationen zu ihrer internalen, problembezogenen Repräsentation wiedergibt.

Der zweite Faktor wendet sich der Problemrepräsentation zu. Mumford et al. schlagen vier Arten von Informationen vor, deren Bestand Erfolg und Qualität von Problemfindung beeinflussen: „information about (a) the goals or outcomes associated with the problem-solving effort, (b) key information required to define and solve the problem, (c) procedures and operations needed to solve the problem, and (d) constraints involved in problem solving“ (Runco, 1997, S. 10). Die konzeptuelle Anlehnung an Newell und Simons funktionalistisches Verständnis des Problemlösens, als Bearbeitung eines Ausgangszustands zugunsten eines Zielzustands durch Operatoren zur Überbrückung von Hindernissen, ist schnell ersichtlich. Von ihr unterscheidet sich Mumfords Ansatz lediglich darin, dass er von antizipativen Informationen über den Problemlösungsprozess spricht statt von dessen performativer Umsetzung. Insgesamt lässt sich Problemfindung also nach dem geltenden psychologischen Verständnis als die kognitive Auseinandersetzung eines Akteurs mit einer in einem gewissen Maße strukturierten Situation verstehen, für die er nach dem Muster teleologischen Problemlösens Informationen gewinnt, die eine Beschreibung der erfassten Probleme ermöglichen.

Es kann nicht verkannt werden, dass die Problemfindung, obwohl sie sich vom Problemlösen kausal und zeitlich separieren lässt, die konzeptuellen Limitationen des teleologischen Problembegriffs nicht transzendiert. Insbesondere die implizite motivationale Verengung des Begriffs dahingehend, dass empirisch der Problemfindung die Intention, ein Problem zu finden, vorauszugehen habe, die im Experiment durch die Aufgabe, ein Problem zu finden, realisiert wird, lässt die Problemfindung und ihre eventuellen Synonyma Problemkonstruktion und -wahrnehmung in erster Linie als Problemsuche erscheinen. Der in diesem Sinne stark formalisierte Rahmen der Problemfindung raubt der Abbildung des Gegenstandes seine spontane Eigenständigkeit, weil die Problemfindung selbst als eine Instanz des teleologischen Problems verstanden wird: Der Ausgangszustand einer problemfreien Situation wird mit dem Ziel, ein Problem zu induzieren, konfrontiert, dessen Umsetzung mit strukturellen und informativen Hindernissen behindert ist. Eine phänomenologische Revision des Problembegriffs vermag hier auch diejenigen Fälle der

Problemfindung zu berücksichtigen, die nicht zuvor durch die Volition der Problemfindung motiviert wurden.

2.3 Problemeinordnung (problem classification)

Im Zentrum der Problemeinordnung (Sujatha, 1986; Runco, 1997) ist der Begriff Problemmaterial (problem material) zu verorten (Ohlsson, 2012), der bereits für die Problemfindung hinsichtlich der Problemwahrnehmung und die Strukturiertheit von Situationen relevant gewesen ist. Problemmaterial lässt sich als die ausschließlich externale Existenz des Problems verstehen. Hiermit ist entweder – als starke Variante des Begriffs Problemmaterial – gemeint, dass bereits der physische und logische Bestand desjenigen, was von einem Akteur als Problem wahrgenommen wird, notwendig und hinreichend für das Problem ist. Die erste Implikation der starken Variante ist, dass für seinen Status als Problem kontingent ist, ob ein Problem gefunden oder verstanden wird. Die zweite Implikation ist, dass sämtliche Probleme essentiell rein logisch bestimmt sind und ihre Existenz lediglich von ihrem physischen Auftreten abhängig ist. Die Problemeinordnung ist in diesem Fall eine rein strukturalistische Permutation physischer und logischer Konstellationen. Für die schwache Variante des Begriffs Problemmaterial ist der physische und logische Bestand eines Problems zwar eine notwendige Bedingung, aber die zusätzliche Problemfindung eine weitere. Ein Problem besteht in diesem Fall also erst dann, wenn sich ein Akteur mit ihm auseinandersetzt. Dennoch hängt die Problemeinordnung maßgeblich von den externalen Komponenten des Problems ab. Für diese Variante des Problemmaterials bestehen ferner graduelle Unterschiede hinsichtlich der Relevanz des Materials für die Auseinandersetzung mit dem Problem. Es ist ebenso vorstellbar, dass die Handlungsoptionen des Akteurs – ähnlich der starken Variante – vollständig durch die Extension des Problemmaterials bestimmt sind, wie dass das Problemmaterial bloßer Anlass für eine weitere Elaborierung der Problemrepräsentation ist, die im Übrigen auch unabhängig von dem Material verlaufen kann.

Problemeinordnung nun soll hier als eine Sammelbezeichnung für Taxonomien des Problemmaterials verstanden werden. Nach dem zugrundeliegenden teleologischen Problembegriff werden hier die Aspekte des Ausgangszustands und der Hindernisse vertieft, die jedoch indirekt die möglichen Operatoren und den Zielzustand präfigurieren können. Die Ansätze zur Differenzierung des Problemmaterials jedoch beziehen sich teilweise auf den ontischen Status des Materials, teilweise auf dessen epistemische Apperzeption. Das Bindeglied der Problemeinordnung soll letztlich die Behauptung der strukturellen Gliederung des Problems in seiner externalen Verfassung sein.

Die etablierteste Differenzierung des Problemmaterials erfolgt in den beiden Kategorien klar

definiertes (well-defined) und unklar definiertes (ill-defined) Probleme (Frederiksen, 1984; Simon, 1971). Sie unterscheiden sich zunächst in ihrer informativen Verfügbarkeit. Klar definierte Probleme zeichnen sich durch die Zugänglichkeit ihrer Struktur (im Sinne der obigen Strukturiertheit) aus, d. h. keiner Komponente des Problems fehlt ein möglicher epistemischer Zugang für den Akteur. Unklare Probleme dagegen bestehen sowohl aus epistemisch verfügbarem als auch aus unzugänglichem Material. Maßgeblich für den Begriff des Problemmaterials ist dabei, dass dieser Unterschied in der Verfügbarkeit seine Ursache in den externalen Eigenschaften des Problems findet. Klar definierte Probleme lassen sich in diesem Sinne als logisch kohärente, statische und vollständig manipulierbare Sachverhalte beschreiben. Demgegenüber können unklar definierte Probleme als logisch bloß konsistent, dynamisch und partikulär manipulierbar dargestellt werden. Der letztliche pragmatische Sinn der Dichotomie erhellt allerdings erst, wenn über den Skopus der Problemeinordnung hinaus gegangen wird. Hier stellt sich heraus, dass der Unterschied zwischen klar und unklar definierten Problemen verschiedene Formen der Zielsetzung nahelegen (dazu mehr unter 2.5). Insgesamt ist diese klassische Opposition des Problems mit der starken Fassung des Begriffs Problemmaterial vereinbar, weil die Klarheit und Unklarheit der Lage zwar epistemisch ist, doch auf die rein strukturelle, also physische und logische, Verfassung der materialen Grundlage zurückzuführen ist. Gleichsam ist der Nutzen und Grund der Abgrenzung nur für Subjekte vorhanden, doch an sich ausschließlich auf die externalen Eigenschaften des Problemmaterials zurückzuführen.

Eine weitere Variante der Problemeinordnung wurde von Getzels (1982) vorgeschlagen und beinhaltet die drei Kategorien dargebotener (presented), entdeckter (discovered) und erschaffener (created) Probleme. Der Autor definiert die drei Typen folgendermaßen:

„In a presented problem situation – or, to be precise, in one instance of it – the problem exists, and it is propounded to the problem solver. [...] Here, the problem is given – it is presented – and in particular instance, it has a known formulation, a known method of solution, and a solution known to others if not yet to the problem solver“.

„Consider now the discovered problem situation – or, again, one instance of it. Here, the problem also exists, but it is discovered by oneself rather than propounded by another, and it may or may not have a known formulation, known method of solution, or known solution“.

„Consider, finally, the created problem situation. Here, the problem does not exist until someone invents or creates it. [...] It makes no sense to think of these situations as obstacles that one meets through accident, misfortune, ignorance or ineptitude. Quite the contrary; these are situations that one strives to formulate and bring into being“ (Getzels, 1982, S. 41f).

Getzels Ansatz erinnert an die Varianten der Problemfindung, weil einerseits das Entdecken, andererseits das Konstruieren als die das Problem differenzierenden Modi elaboriert werden. Dennoch bietet die dreigliedrige Kategorisierung ebenfalls einen Beitrag zum Begriff der

Problemeinordnung. Entscheidend hierfür ist Getzels Zentrierung des Akteurs, dem das Problem dargeboten wird, der es entdeckt, oder der es erschafft. Problemmaterial kann nach diesem Schema durch Handeln generiert werden oder bereits vorliegen. Somit plädiert Getzels im Sinne der schwachen Form des Problemmaterials für einen aktiven Anteil des Subjekts an der materialen Grundlage von Problemen. Ferner bestätigt das Konzept zwar auch die klassische Dichotomie klar und unklar definierter Probleme, insofern als zwischen dargebotenen und entdeckten Problemen ein Unterschied in der Zugänglichkeit für das Subjekt zu konstatieren ist, verweist aber letztlich über ihren Externalismus durch die Einführung der dritten Kategorie erschaffener Probleme hinaus.

Ein vergleichbarer Entwurf der Problemeinordnung wurde von Dillon (1982) vorgelegt. Er schlägt die Kategorisierung anhand der drei Begriffe existenter (existent), emergenter (emergent) und potentieller (potential) Probleme vor. Siu paraphrasiert diese Trias folgendermaßen:

„An existent problem is evident: a problematic situation exists. The key appropriate activity is to recognize the situation and solve it. This level of problem needs little or no problem finding. The problem is obvious and demands a solution“.

„An emergent problem is implicit. This means that this kind of problem must be discovered before it can be solved. The appropriate activity is to probe the data for a hidden, unclear or incipient problem or solution. Emergent problems are important to persons dealing with complex situations and data“.

„A potential problem does not yet exist as a problem. Its elements exist and may strike the problem discoverer as an unformed problem, interesting situation, or idea worth elaborating upon. [...] In short, by examining the elements, the problem discoverer can create (or invent) a problem where no problem previously existed. As with an emergent problem, problem finding is necessary for potential problems“ (Siu, 2003, S. 3f).

Bereits terminologisch lässt sich eine markante Analogie zu Getzels Darstellung feststellen. Zugleich besteht jedoch ein Mehrwert in der Berücksichtigung dieses Ansatzes durch den nuancierten Vergleich mit den obigen Bezugspunkten der Problemeinordnung. Insbesondere die scheinbar willkürliche Wahl non-subjektiver Ausdrücke zur Benennung der drei Formen macht diese Version entgegen dem Getzel'schen Entwurf für den starken Begriff des Problemmaterials anschlussfähig, ohne wie die klassische Differenzierung von klar und unklar definierten Problemen auf das diachrone Element der erschaffenen Probleme zu verzichten. Dadurch, dass diese Problemform als potentiell statt erschaffen begriffen wird, kann der subjektive Beitrag als kontingente, lediglich akzidentelle Realisierung des logisch präfigurierten Problems verstanden werden. Mit anderen Worten, potentielle Probleme sind strukturell bereits latent vorhanden, erschaffene Probleme sind hingegen nicht ohne eine genuin subjektive Teilhabe zu denken. Des Weiteren überschreitet bzw. expandiert Dillon das Moment unklar definierter Probleme durch seinen Verweis auf das Konzept der Emergenz. Während die klassische Differenzierung qua Unzugänglichkeit auf strukturelle Dynamik geschlossen hat, ist Emergenz als eine separate Form der Quelle von Unklarheit zu interpretieren. Ihr Grundgedanke zeugt von einem überformenden

Hinausgehen des Problems über bloß existente Probleme. Hiermit ist gemeint, dass durch die Verwendung desselben Materials wie desjenigen existenter Probleme Eigenschaften entstehen, die verhindern, dass sich das Problem als existent beschreiben ließe. Während die ursprüngliche Differenzierung zwischen statischen und dynamischen Problemen definitiv notwendig gewesen ist, entbindet Dillons Ansatz sich dieser Beschränkung – allerdings ohne den Begriff der Emergenz pragmatisch zu desambiguieren, sodass Sui in der obigen Skizze zur Erklärung auf den performativen Akt der Entdeckung verweisen muss.

Maßgeblich von den bisherigen Vorschlägen abweichend ist als alternative Fassung der Problemeinordnung Dörners Konzept der „Barrieren“ (1976, 1979) zu erwähnen, wenngleich es zur Rechtfertigung der Zugehörigkeit dieses Ansatzes zur Sphäre der Problemeinordnung eines Kommentars bedarf. Dörner begreift die Vielfalt an Problemen als eine Funktion ihrer Klarheit an Zielkriterien und dem Bekanntheitsgrad der Mittel. Augenscheinlich mag speziell der Begriff des Ziels nicht dem vorgeschlagenen Verständnis der Problemeinordnung entsprechen, weil er in seinem intentionalen Anteil als der Problemqualität (2.5) nachgeordnet beschrieben wurde. Zumal allerdings die Klarheit der Zielkriterien in Dörners Modell als ein Analogon zu klar und unklar definierten Problemen verstanden werden kann, insoweit er von den Zielkriterien spricht, die sich aus dem Material ergeben, darf für den affirmierenden Maßstab der Klarheit von einem Bezug auf die Problemeinordnung ausgegangen werden.

Aus den beiden Parametern Klarheit an Zielkriterien und Bekanntheitsgrad der Mittel gewinnt Dörner vier kategorial differente Problemformen: Interpolation, Synthese, dialektische Probleme und komplexe Probleme. Der saliente Zusatz dieses Ansatzes zu den obigen Variationen besteht in der Mehrdimensionalität des Materialbestandes. Während die klassische Fassung unklar und klar definierter Probleme – rein schematisch – zugleich Zielkriterien (im Sinne einer teleologischen Implikation des Ausgangszustandes) und Mittel für klar oder unklar hielt, oder den Bekanntheitsgrad der Mittel nicht als Kriterium der Problemeinordnung heranzog, erweitert Dörner das Spektrum, ohne den epistemischen Status des Ausgangszustands zu verlassen. Gleichmaßen können auch die emergenten oder entdeckten Probleme durch die Unklarheit der Zielkriterien oder die Unkenntnis der Mittel elaboriert werden. Entscheidend dafür, dass Dörners Konzept nicht als die Integration sämtlicher Vorgängerversionen verstanden werden kann, sind allerdings zwei Gründe.

Erstens lässt sich sein System nur auf einen schwachen Begriff des Problemmaterials zurückführen, weil die Möglichkeit epistemischer Ungewissheit notwendige Bedingung der Problemformen ist. Mit anderen Worten, solange vornehmlich die Perspektive der initialen Konfrontation des Akteurs mit dem Problem bezogen wird, lassen sich unter Annahme eines starken Begriffs des Problemmaterials die (unter dieser Voraussetzung) kontingente epistemische

Ungewissheit auf nicht mehr als den Unterschied statischen oder dynamischen externalen Materials reduzieren, das bereits für den Ansatz klar und unklar definierter Probleme Geltung hat. Die Differenzierung von Mitteln und (impliziten) Zielen entfällt im Rahmen dieser Erwägung für das logisch und physisch zu begreifende externale Material, denn ohne die Relevanz eines Akteurs sind sie in gleichem Maße in der materialen Konstellation der Umwelt verfasst, d. h. logisch und physisch ununterscheidbar.

Zweitens entfällt trotz schwachen Begriffs des Problemmaterials die dezidierte Integration des Getzel'schen erschaffenen Problems. Zwar schließt Dörners Verständnis die aktive Problemkonstruktion neben der passiven Problemwahrnehmung (s. 2.2) nicht aus, doch durch den Verzicht auf die Berücksichtigung diesen Unterschieds entbehrt das Modell der Abdeckung des Phänomenbereichs, den Getzel durch die Etablierung erschaffener Probleme tangiert.

Bereits der für den Begriff der Problemeinordnung maßgebliche Gedanke des Problemmaterials im hier artikulierten Sinne schließt internalistische und konstruktivistische Versionen der Problemeinordnung aus. Verantwortlich ist hierfür allerdings nicht ausschließlich die positivistische Tendenz zum logischen und hier: physikalistischen Reduktionismus, sondern auch die externalistische Engstellung des Begriffs im vorgeschlagenen Verständnis. In nuce muss die wesentliche und die psychologische Forschung am stärksten prägende Implikation gleichermaßen des starken wie des schwachen Begriffs vom Problemmaterial jedoch erst noch benannt werden. Die kategoriale Prämisse der Problemeinordnung, Probleme seien ohne materiale Komponente nicht existent, legt einen fakultativen induktiven Schluss nahe: Die materiale Komponente von Problemen reiche aus, um Probleme zu induzieren. Insbesondere die experimentalpsychologische Überzeugung, das Material, mit dem zuvor ein Subjekt ein Problem gehabt hat, reiche aus, einem weiteren Subjekt ein Problem zu bereiten, basiert auf diesem Schluss, der im logischen Sinne weder gültig noch gelungen ist, weil es sich um einen induktiven Teilschluss handelt. Zwar trägt diese behavioristische und empirizistische methodologische Verkürzung der Problemeinordnung einen signifikanten Teil der unrechtmäßigen Komplexitätsreduktion im Phänomenbereich des Problematischen, doch es darf in diesem Kontext nicht aus dem Blick fallen, dass ebenjene Verkürzung durch die theoretische Verpflichtung auf den teleologischen Problembegriff begünstigt wird: Solange das Sein des Problems zur Lösung als Maßstab für die phänomenale Wirklichkeit des Problems gehalten wird, erscheint ein materialer Wirkzusammenhang, dem das Problemlösen zugrundeliegt, als die externale Ursache für die internale Auseinandersetzung mit – in Abhängigkeit von schwachem oder starkem Begriff des Problemmaterials: notwendig oder notwendig und hinreichend – dem externalen Problem. Ein phänomenologischer Begriff vom Problem vermag an dieser Stelle die teleologische Pointe von der Materialität des Problems zu konterkarieren, weil ihm ontologisch nicht zwingend Naturalismus und epistemologisch nicht nur Empirizismus zugrunde

liegt.

2.4 Der Problemraum (problem space)

Im Gegensatz zum physischen und logischen Problemmaterial als Substrat der Problemeinordnung muss der Problemraum im Sinne des teleologischen Problembegriffs als die repräsentationale und figurative Grundlage des Problemlösens verstanden werden. Hierbei gilt es, die Rolle des Akteurs in Kontinuität zu den beiden vorigen Konzepten der Problemfindung und Problemeinordnung zu verstehen. Ausdrücklich müssen nämlich gleichermaßen die starke wie die schwache Variante des Problemmaterials im Problemraum anschlussfähig sein. Mithin ist hiervon allerdings bereits auszugehen, weil die ursprüngliche Erwähnung des Problemraums bei Newell und Simon (1972) als mechanistisches Konzept erfolgte und somit mit der starken Variante des Problemmaterials kompatibel ist. Die schwache Variante ist gleichfalls als interoperabel zu verstehen, denn der Unterschied zwischen den beiden Formen des Problemmaterials kann als eine Restriktion der starken Variante beschrieben werden, sodass mit der Kompatibilität des Konzepts Problemraum mit der starken Variante diejenige mit der schwachen Variante impliziert ist. De facto ist der Problemraum nach der starken Variante also bereits im Problemmaterial begründet und durch eine Analyse eben dessen zugänglich, der schwachen Variante nach jedoch erst sukzessive durch den Akteur erschlossen oder erschaffen, sodass es hier einer Berücksichtigung seines Beitrags bedarf, sofern es der Begriff des Problemraums verlangt.

Der Problemraum selbst elaboriert die im teleologischen Problembegriff bereits latent vorhandene Relation der Begriffe Ausgangszustand (initial state), Zielzustand (goal state) und Operatoren, die zwischen ihnen vermitteln (Simon & Lea, 1974). Insofern diese Elemente des Problemraums repräsentiert werden, lässt sich von ihnen als Kenntnisstand (knowledge state) sprechen. Auf Grundlage dieser rudimentären Aspekte des Problemraums entstehen in Bezug auf den Problem habenden Akteur epiphänomenale Konstellationen, die letztlich oftmals im Zentrum des Interesses der Experimentalpsychologie stehen. An erster Stelle ist hier das Problemlösen zu nennen, dessen diverse Spielarten eine Frage der Problemqualität (2.5) sind. Des Weiteren sind Verfassungen des Problemraums möglich, die nur in loser Kopplung zum Problemlösen stehen. Hierzu gehört etwa die sogenannte Sackgasse (impasse), mit der Problemräume bezeichnet werden, deren Elemente (temporär) keine Verbindung von Ausgangs- und Zielzustand beinhalten (MacGregor, Ormerod, & Chronicle, 2001). Dies kann je nach Begriff des Problemmaterials durch die Repräsentation des Materials, durch die Generierung des Materials (im Sinne Getzels erschaffener Probleme) oder die grundsätzliche Bezugslosigkeit von Ausgangs- und Zielzustand (hierbei handelt es sich um den Sonderfall unlösbarer Probleme, deren Eventualität noch eruiert

werden muss) bedingt sein. Ein weiteres Beispiel für nur lose an die Problemlösung gekoppelte Konfigurationen des Problemraums ist das Feld von Konzeptgewinnung (concept attainment), Musterableitung (pattern induction) und Regelentdeckung (rule discovery) nach Woodworth (1938). Nach Simon und Lea stehen diese Begriffe in engem Zusammenhang mit dem Problemraum:

„We have seen that both problem domains can be interpreted in terms of problem spaces and information processes for searching such spaces. The generators of elements in a problem space may be more or less selective, depending on what use they make of information provided by the tests, and varying levels of selectivity can be observed in both rule-induction systems and problem-solving systems. What chiefly distinguishes rule-induction tasks from problem-solving tasks is that the former call for a pair of problem spaces – one for rules and one for instances – while the latter commonly require only a single-problem space“ (Simon & Lea, 1974, S. 126f).

Problemlösen – Simon und Lea arbeiten mit dem teleologischen Problembegriff – grenzt sich im weitesten Sinne also von den Woodworth'schen Varianten der Regelableitung dadurch ab, dass seine Elemente vereinbarten Typen entsprechen, was die einheitliche Integration in einen Problemraum erlaubt, während Regelableitung entweder anhand von Regeln oder von Beispielen erfolgt, die auf unterschiedliche Weise einen jeweils eigenen Problemraum formen.

In Anwendung handelt es sich bei dem Problemraum zumeist um die symbolische Repräsentation der drei obigen Komponenten, wobei jedoch entscheidend ist, dass die Vermittlung zwischen Ausgangs- und Zielzustand im Regelfall den Großteil der Darstellung einnimmt. In graphischer Illustration wird letztlich ein homogenes Feld möglicher Zustände in einem geschlossenen System sichtbar, das durch seine holistische Fassbarkeit die Möglichkeit des bloß begrenzten Kenntnisstands seitens des Akteurs nachrangig erscheinen lässt. Entscheidender noch aber ist der Anspruch einer totalen Reduktion des psychischen Sachverhalts Problem auf ein modulares Feld logisch möglicher Operationen. In diesem Anspruch kommen zwei Facetten des Problemraums zur Geltung.

Erstens wird die empirische Deskription Probleme verarbeitenden Verhaltens zu der konklusiven Matrix des Problemraums ins Verhältnis gesetzt, resp. normiert. Hiermit ist gesagt, dass der Zugang zum Akteursverhalten durch teleologische Funktionalität der Operatoren beschränkt wird. Diese Beschränkung eröffnet an zweiter Stelle allerdings den Begriff des Problemraums für die Differenzierung diverser Formen des Problemraums, die im Folgenden durch das Kriterium der Problemqualität (2.5) voneinander abgegrenzt werden sollen.

Maßgeblich für den Problemraum im Kontext des experimentalpsychologischen Verständnisses vom Problem ist, dass der Topos des Seins des Problems zur Lösung eine figurative Wendung zum Prozess erfährt. Während Problemfindung und -einordnung lediglich das Verhältnis von Ausgangs- und Zielzustand und deren Quellen elaborieren, ist mit dem Problemraum ein operationaler Zugang zur Vermittlung der Zustände eines Problems gewonnen. Abgesehen von der

bereits zuvor in den Vordergrund gestellten teleologischen Pointe des experimentalpsychologischen Problembegriffs eröffnet sich angesichts des Konzepts Problemraum eine weitere kritische Perspektive für die phänomenologische Revision des Problemverständnisses. Die symbolische Reduktion auf ein geschlossenes System provoziert nachgerade den Verweis auf den oben vorgestellten Sinnbegriff autonomer Reinterpretation von Problemen durch soziale und psychische Akteure. Die Analyse des Verhaltens, das der Akteur in Auseinandersetzung mit dem Problem erbringt, in Abhängigkeit davon, ob es durch die initiale logische Exploration, die hypothetische Antizipation oder die retrograde empirische Rekonstruktion des Problemraums erfasst wurde, verengt den Blick nicht nur auf zielführendes, sondern darüber hinaus auf effektives, die Konstellation im Problemraum tatsächlich beeinflussendes Verhalten. Diese Präsupposition darf ein phänomenologischer Problembegriff nicht berücksichtigen. Dies ist nicht erst der Fall, weil der teleologische Nexus zwischen Problem und Lösung für ihn lediglich fakultativ ist, sondern bereits weil das Verhalten nicht notwendiger Weise unvermittelt auf das Problem bezogen sein muss, um für es relevant zu sein.

2.5 Problemqualität (problem quality)

Erst mit dem Gesichtspunkt der Problemqualität ist der Schwerpunkt der jüngeren empirischen Problemforschung, d. h. Problemlösungsforschung, erreicht. Wie zuvor erwähnt, transzendiert dieser Begriff die lediglich materiale Problemeinordnung durch die Berücksichtigung der Repräsentation des Problemmaterials durch den Akteur. Der Ansatzpunkt dieser Überlegung ist die Kategorisierung der unterschiedlichen Fälle von Problemräumen entweder anhand psychologischer Kriterien wie beispielsweise der kognitiven Arbeitsgedächtniskapazität zur Differenzierung der Komplexität eines Problems oder anhand von logischen und physischen Kriterien wie der zeitabhängigen Entwicklung zur Feststellung der Dynamik von Problemen. Die programmatische Abgrenzung zur Bestimmung der Problemqualität besteht in der Dichotomie einfacher und komplexer Probleme (Dörner, 1980; Frensch & Funke, 1995). Das Verhältnis von Problemmaterial und Kenntnisstand wird hier epistemisch in Fortsetzung des Probleme einordnenden Gegensatzes der klar und unklar definierten Probleme (2.3) konzipiert, denn während einfache Probleme als vollständig repräsentierbar gelten und gleichsam bloß ein kontingenter quantitativer Unterschied zwischen Problemraum und Kenntnisstand besteht, vermag der Akteur nicht den Problemraum komplexer Probleme vollständig zu repräsentieren.

Um diese beiden Fälle von Problemräumen nun inhaltlich voneinander abzugrenzen, schlägt Funke fünf Faktoren vor, anhand derer komplexe Probleme identifiziert werden können:

1. „*Complexity* of the problem situation. Traditionally, complexity is defined based on the number of variables in the given system. Surely, this is only a first orientation for the estimation of problem difficulty, but additional characteristics permit more reliable assertions. Complexity demands from the problem solver a simplification through reduction to the essential.
2. *Connectivity* between involved variables. Needless to say, it is not the pure number of variables that is decisive for the workload on the problem-solving person, but the connectivity between these. Assuming that in a system of 100 variables every variable is connected to only exactly one other, the connectivity is lower than in a system in which *all* variables are connected to each other. For making mutual dependencies understandable, a model of the connectivity is required from the problem solver.
3. *Dynamics* of the situation. The feature explains the fact that interventions into a complex, networked system might activate processes whose impact was possibly not intended. A unique variant is the own (intern) dynamic („eigen-dynamics“). It signifies that in a lot of cases the problem does not wait for the problem-solving person and his/her decisions, but the situation changes itself over time. Dynamic requires from the problem solver the consideration of the factor „time.“
4. *Intransparency* concerning the variables involved and concerning the definition of the goal. In an intransparent situation, not all required information about variables and possible goals are given. Intransparency requires from the problem solver the active acquisition of information.
5. *Polytely*. In a complex situation, reaching goals can be complicated. Usually there is more than *one* goal in a complex situation that has to be considered. Conflicts due to antagonistic goals require the forming of compromises and the definition of priorities“ (Funke, 2012, S. 683).

Wesentlich handelt es sich bei diesen Faktoren um ein inhomogenes Konglomerat entweder den Ausgangszustand, die vermittelnden Zwischenzustände oder den Zielzustand komplexer Probleme betreffender Kriterien, die sich graduell oder kategorisch und in Bezug auf das Problemmaterial oder den Akteur (doch stets *für* den Akteur) von einfachen Problemen abgrenzen. Komplexität (complexity) im genannten Sinne beschreibt die graduelle Grenze, die für den subjektiven Träger des Problems gilt, jenseits derer die Menge an Elementen im Problemraum nicht mehr vollständig repräsentiert werden kann. Konnektivität (connectivity) vermittelt die Grenze der Komplexität als ebenfalls gradueller Unterschied der Gesamtzahl zu berücksichtigender Relationen zwischen den beteiligten Elementen. In diesem Sinne lässt sich Konnektivität, als Summe der Interaktionsmöglichkeiten (interaction possibilities), neben dem Inhaltsgebiet (content domain) als Quelle der Komplexität (Schmid, Ragni, Gonzales, & Funke, 2011) bezeichnen. Die Dynamik (dynamics) indessen ist kategorisch von der Statik einfacher Probleme zu unterscheiden und insofern eine Bedingung, die vor aller Repräsentation im Problemmaterial bestehen muss. Intransparenz (intransparency) nun im Verhältnis zur Transparenz eines Problems kann gleichfalls kategorisch als eine Eigenschaft stets verborgener Konstituenten des Problemraums verstanden werden, wie graduell als eine temporäre Eigenschaft derjenigen Elemente des Problemraums, die es vor dem Erreichen des Zielzustandes noch für den Akteur zu repräsentieren gilt („acquisition of infor-

mation“). Polytelie (polytely) zuletzt relativiert den Begriff des Zielzustands in entscheidendem Maße und muss somit als kategorischer Unterschied verstanden werden. Der Begriff drückt aus, dass entweder das Problemmaterial mehrere Zielzustände zulässt oder dass der Akteur mehrere Zielzustände aus dem Problemraum gewinnen kann. De facto jedoch interagieren die fünf Begriffe, sodass in letzter Instanz etwa die Gesamtzahl beteiligter Elemente oder die Anzahl möglicher Zielzustände selbst intransparent sind, womit auch die oben dargestellte Option auf die vollständige Darstellung des Problemraums z. B. durch Illustration für komplexe Probleme entfällt oder nur abstrakt möglich ist.

Ebenso wie die Dichotomie einfacher und komplexer Probleme eine akteurszentrierte Bestimmung der Problemqualität zulässt, kann sie anhand des Inhaltsgebietes beeinflusst werden, in dem das Problem semantisch artikuliert ist. Die Analyse dieser Determinanten der Problemqualität habe sich im Anschluss an Simon und Newell in der angloamerikanischen Forschungstradition, z. B. Sternberg (1991), etabliert (Funke & Frensch, 2007). Im Zentrum dieser Analysen stehe der Begriff der Expertise in praktischen Kompetenzbereichen. Die für den Begriff des Problems relevante Feststellung ist dabei, dass Probleme dadurch qualifiziert sind, in welchem lebensweltlichen Kontext sie bestehen. Vor dem Horizont der vorwiegend formellen Charakterisierung des teleologischen Problembegriffs zwischen Problemfindung und -qualität ist der originäre Beitrag dieser Kontextualisierung in der Bindung des Problems an eine faktische Semantik zu begreifen. Gewiss war auch zuvor das konkrete Problem nicht ohne seine praktische Manifestation zu denken, doch dass deren Gehalt rückwirkenden Einfluss auf die Form des Problems ausübt, muss als gewichtige Facette der Problemqualität interpretiert werden.

Weil Problemqualität essentiell durch die Repräsentationsleistung des Akteurs bestimmt ist, hat der Begriff der Problemqualität des Weiteren zwei pragmatische Implikationen für den epistemischen Zugang des Subjekts zum Problem. Erstens ist das Konzept der heuristischen Suche (heuristic search) zu nennen:

„Their [Newell and Simon] key hypothesis was that people can solve unfamiliar problems because they can choose tentatively among alternative actions, anticipate the outcomes of the chosen actions, evaluate the outcomes, and back up and vary their approach when the evaluation is unfavorable. They called this type of process *heuristic search*“ (Ohlsson, 2012).

Dieser Vorgang wird von Ohlsson auch „solve problems via heuristic search through a problem space“ genannt. Der im Rahmen der Problemqualität entscheidende Gedanke dieses Ansatzes ist nun, dass für den Akteur des Problems der Problemraum performativ mehr ist als die kausalogische Assoziation von operativ erreichbaren Zuständen, sondern bisweilen die Wahl der Methode erst die medierte Verarbeitung der zugrunde liegenden logischen Struktur gestattet. Der

gegenständliche Anhaltspunkt für die heuristische Suche wird letztlich aus den Einstellungen (preferences) und Erfahrungen (evaluations) des Akteurs gewonnen (Ohlsson, 2012). Für die Problemqualität und den Problembegriff im Allgemeinen bedeutet die Praxis der heuristischen Suche, dass die Elemente des Problemraums ihre Verfügbarkeit für die Repräsentation nicht ausschließlich aufgrund ihrer immanenten Komplexität oder sachlichen Relevanz erreichen, sondern ihr zudem die Aktivität des Akteurs beisteuert.

Zweitens – und der heuristischen Suche weitgehend analog – kann das Verhältnis des Komplexitätsgrads des Problems zu demjenigen der Kognition beleuchtet werden. Schmid et al. (2011) benennen drei charakteristische Merkmale komplexer Kognition: Komplexes Problemlösen (complex problem solving), Entscheidungsfindung in dynamischen Umwelten und eventuell Echtzeitumwelten (decision making in dynamic and possible real-time environments) und der Erwerb von fortgeschrittenen Strategien des Problemlösens und Nachdenkens (learning high-level strategies for problem solving and reasoning). Zwar sei die Trennschärfe dieser Kriterien zur Abgrenzung komplexer von einfacher Kognition nicht ausreichend, wie die Autoren resümieren, doch der grundlegende Gedanke homologen oder heterologen Zugangs der Kognition zum Problem eröffnet eine wichtige differentialpsychologische Perspektive auf die Problemqualität: Nicht erst Einstellungen und Erfahrungen beeinflussen die Repräsentation des Problemmaterials unidirektional, wie es für die heuristische Suche gilt, sondern die Repräsentation eines komplexen bzw. einfachen Problems durch einfache Kognition weicht von derjenigen durch komplexe Kognition ab. Es handelt sich also um eine bidirektionale Einflussnahme in der Relation von Akteur und Problem zur Elaboration der Problemqualität.

Insgesamt handelt es sich bei dem Abstraktum der Problemqualität um einen Sammelbegriff zur Integration diverser Beiträge der empirischen Psychologie zur Problemforschung teleologischer Prägung. Es darf zwecks kritischer Würdigung der kontemporären Arbeit am Begriff Problem nicht zu Unrecht angenommen werden, dass die benannten Aspekte der Problemqualität vorgeschlagen wurden, um an erster Stelle die theoretische Exploration des Problems als solchem zu vertiefen. Im Zentrum der Betrachtung steht vorrangig der Bezug auf das situative Verhalten experimenteller Probanden in problemlösenden Kontexten. Letztlich mag ein diversifizierendes Verständnis des Problems durch die Facetten der Problemqualität gewonnen worden sein, doch solange das Erkenntnisinteresse der Untersuchungen den teleologischen Problembegriff latent affirmiert, kann trotz der empirischen Ergebnisse, die über das besagte reduktionistische Konzept hinausweisen, keine paradigmatische Kontroverse erwartet werden.

3. Der phänomenologische Beitrag

Das Urteil über den etablierten psychologischen Problembegriff als konzeptueller Reduktionismus zugunsten einer teleologischen Verkürzung darf nicht verabsolutiert werden. Sein Anspruch besteht weder darin, anzuzeigen, dass die bisherigen Resultate empirischer Arbeit zu verwerfen sind, noch die teleologische Komponente des Problems zu leugnen. Vielmehr dient die phänomenologische Revision dazu, den Skopus der Forschung zu weiten und die Verfügbarkeit an thematisch relevanten Phänomenen zu erhöhen. Gleichsam handelt es sich um eine Hilfestellung der Phänomenologie, um vornehmlich die zugrundeliegenden Konzepte der Psychologie kontroverser Inspektion zugänglich zu machen, wobei an die experimentelle Methodik der Psychologie bisweilen nur indirekt der Vorschlag zur konstruktiven Integration der theoretischen Ergebnisse weitergeleitet werden kann. Unter der Voraussetzung dieser programmatischen Relativierung steht der Ansatz eines phänomenologischen Beitrags zur psychologischen Problemforschung indessen auf umso festeren Füßen. Während ein skeptischer Einwand gegen die Gültigkeit seiner Behauptungen dort begründet gewesen wäre, wo eine holistische Renovierung der Psychologie inauguriert worden wäre, ist seine Relevanz für die allgemeinpsychologische Theorie gut begründet, insofern deren Begriffe mit der gleichen epistemologischen Autorität auftreten wie es für die Phänomenologie gilt. In toto soll an dieser Stelle also weder die experimentelle Psychologie für unsachgemäß gehalten werden, noch die geltende Theorie für unplausibel. Stattdessen gilt es, den – im Sinne Lotmans – rhetorischen Diskurs durch einen kontroversen Beitrag der Phänomenologie zu bereichern resp. zu aktivieren.

Im Folgenden soll zunächst eine Skizze der anschlussfähigen Perspektiven innerhalb des dominanten positivistischen Paradigmas gezeichnet werden (3.1). Im Anschluss wird der phänomenologische Gegenentwurf zum teleologischen Problembegriff eingeführt (3.2). Hieran anschließend muss die holistische Präsenz des Problems in der psychologischen Praxis zugunsten eines übergeordneten Begriffs des Problems als Modus der Situation relativiert werden (3.3). Angesichts der antizipierten Rückwirkung dieses phänomenologischen Entwurfs des Problems auf die Themen und Prämissen der empirischen Psychologie kann zuletzt spekulativ prognostiziert werden, wie die empirische Psychologie unter Berücksichtigung phänomenologischer Grundlagen beeinflusst werden würde (3.4).

3.1 Kritische Würdigung des intradisziplinären Diskurses

Die bisherige Darstellung mag den Anschein erzeugen, dass sich die psychologische Thematisierung von Problemen konsistent dogmatisch aus dem teleologischen Problembegriff ableitet. Dass demgegenüber die psychologische Forschung einerseits ihre Prämissen partikulär auch für fragwürdig gehalten hat und sich ihre Konzepte mitunter durch inkonsistente, kontroverse

Stellungnahmen auszeichnen, soll an dieser Stelle herangezogen werden, um die zwar kaum wirkmächtige, weil oppositionelle, doch existente Richtung der empirischen Problemforschung aufzuzeigen, die für die phänomenologische Kritik anschlussfähig ist. Dabei soll anhand vierer exemplarischer Veröffentlichungen verdeutlicht werden, dass der intradisziplinäre Diskurs verschiedene Schwerpunkte der immanenten Kritik aufweist.

Mit Getzels „The Problem of the Problem“ (1982) ist ein geschichtliches Stadium der Problemforschung tangiert, in dem deren Statute noch nicht einheitlich etabliert waren. Wie schon im Abschnitt zur Problemfindung (2.2) skizziert, entwirft Getzels im Anschluss an einen schwachen Begriff des Problemmaterials die Differenzierung dargebotener, entdeckter und erschaffener Probleme. Diese Überlegung schließt der Autor mit einem Verweis auf das zugrundeliegende Verhältnis von Problem und Lösung ab:

„Nonetheless, allowing even for these caveats, a number of things may be said with some assurance, or at least they can be posed as reasonable issues for further inquiry. The discovery and formulation of problems can be studied empirically. There are individual differences in the discovery and formulation of problems as there are in the attainment of solutions to problems that have already been formulated. There is a positive relation between the quality of a problem that is found and the quality of the solution that is attained. Perhaps most importantly, the problem of the problem is well worth investigating not only as an addendum to problem solving, which is typically what has been done when it was done at all, but as a fruitful conceptual and empirical issue in its own right“ (Getzels, 1982, S. 47).

Auf den ersten Blick spricht der Autor hier die Präsupposition des Seins des Problems zur Lösung an. Der theoriegeschichtliche Status der Arbeit jedoch lässt Getzels zuletzt für das distinkte Gegenteil einer kritischen Revision des teleologischen Problembegriffs optieren: „Problems and solutions are not as discontinuous as the necessarily schematic account presented here may have implied. They melt into one another, and the problem can be altered in the very process of solution; to emphasize the formulation of problems is not to diminish the importance of their solution“. Der entscheidende Punkt jedoch ist, dass aus phänomenologischer Perspektive keine Not besteht, Getzels zu widersprechen, obwohl er die strikte Kopplung von Problem und Lösung affirmiert. Erstens verhält es sich so, weil – wie sich später herausstellen wird – es keine Veranlassung gibt, die Beziehung von Problem und Lösung zu leugnen, lediglich dazu, die exklusive performative Bestimmung des Problems durch die Lösung in Frage zu stellen. Zweitens, weil Getzels protophänomenologisch argumentiert, indem er die Beziehung zwischen Problem und Lösung an erster Stelle hinterfragt und die Art ihres Bezugs als in theoretischer Reflexion kontingent beschreibt. An dieser Stelle soll zwar letztlich über Getzels inhaltliche Ergebnisse hinaus gegangen werden, die, wie erwähnt, dem theoriegeschichtlichen Status seiner Schaffenszeit der nachbehavioristischen Öffnung gegenüber dem Kognitivismus zuzuschreiben sind, doch seine

intuitive Skepsis gegenüber dem teleologischen Problembegriff ist eine anschlussfähige Tendenz. In diesem Sinne kann der kritische Wert seines „The Problem of the Problem“ in der unvoreingenommen epistemologischen Inspektion der Prämissen gefunden werden.

In der jüngeren Forschung zum Problem, die im Gegensatz zu Getzels auf eine differenzierte theoretische Basis aufbaut, lässt sich eine andere Form der immanenten Kritik finden. Sie ist weniger epistemologisch unvoreingenommen als meta-analytisch. Ein Beispiel für diesen Ansatz bietet Qesasdas, Klinschs und Gomez' „Complex problem solving: a field in search of a definition?“ (2005). Thematisch wenden sich die Autoren mit dem komplexen Problemlösen der Problemqualität zu und revidieren deren oben aufgezeigte konzeptuelle Voraussetzungen im Übrigen nicht. Dennoch leisten sie einen kritischen Beitrag zur Theorie der Problemforschung, indem sie vier disparate Theorietraditionen zu isolieren versuchen, um ihre Merkmale voneinander abzugrenzen: Naturalistische Entscheidungsfindung (naturalistic decision-making), dynamische Entscheidungsfindung (dynamic decision-making), implizites Lernen bei der Regulation von Systemen (implicit learning in system control) und komplexes Problemlösen (European complex problem solving). Der Vergleich dieser Ansätze erlaubt den Autoren, zu folgendem Schluss zu kommen: „Problem-solving has been traditionally a task-centered field. This is not surprising, since some authors (e.g. VanLehn 1989) think that ‚task‘ and ‚problem‘ are virtually synonymous. Still, there are no good task taxonomies and the definition of the area itself is blurry“ (Qesada, et al., 2005, S. 26). Die Synopse der unterschiedlichen Konzepte innerhalb der teleologischen Problemforschung erlaubt den Autoren, eine strukturelle Schwäche zu verorten, die darin besteht, dass der phänomenale Gehalt des Problem auf die Aufgabe reduziert wird. Wie schon bei Getzels sind die Schlussfolgerungen, die aus diesem Umstand gezogen werden, nicht auf die epistemologische Grundlage der empirischen Problemforschung selbst bezogen, doch zumindest die Wahl des synoptischen Vergleichs eröffnet eine Perspektive auf den paradigmatischen Reduktionismus des teleologischen Problembegriffs.

Bereits in der systematischen Darstellung der kontemporären empirischen Problemforschung wurde auf die Arbeit von Ohlsson mit dem Titel „The Problem with Problem Solving: Reflections on the Rise, Current Status, and Possible Future of a Cognitive Research Paradigm“ (2012) Bezug genommen. Ihr wesentlicher Gehalt besteht darin, einen skeptischen Blick auf die Resultate der Forschung zum Problemlösen seit Newells und Simons (1972) Initiation dieser Denkrichtung zu werfen. Ohlsson analysiert dabei einerseits die etablierten psychologischen Konzepte und resümiert andererseits, dass ihnen eine authentische Orientierung an der Suche nach einem generellen Prinzip (general mechanism) fehlt, das die ursprüngliche Forschung motivieren konnte. Er schließt mit dem Vorschlag einiger seines Erachtens unterrepräsentierter Topoi problembezogener Forschung, deren Untersuchung die Rekonsolidierung der Disziplin ermöglichen könnten, wie Problemwahrnehmung

(problem perception), Handlungsgewinnung (action retrieval) oder Zielsetzung (goal setting). Der kritische Gehalt dieser Ideen mag offenkundig sein, aus phänomenologischer Perspektive ist es hingegen nicht maßgeblich, dass der einheitliche Zweck der empirischen Beiträge in Frage gestellt wird. Vielmehr ist die retrospektive Beurteilung des Erfolgs gegenwärtiger Forschung an den Vorhaben der originären Herangehensweisen eine Gegenbewegung zur Verselbstständigung bzw. Dezentrierung der Spezifizierung empirischer Forschung und Differenzierung theoretischer Überlegungen. Gewissermaßen deutet diese Form der Kritik in dieselbe Richtung wie die phänomenologische Revision des Problembegriffs, ohne jedoch den Zweck zu teilen. Während Ohlsson weitgehend puristisch die Ausrichtung am reduktionistischen Mechanismus der initialen Forschung fordert, kann eine phänomenologische Inspektion dieser Grundlagen aufdecken, weswegen gegebenenfalls bereits in den Präsuppositionen der ursprünglichen Konzepte die von Ohlsson diagnostizierte Stagnation der späteren Forschung begründet ist.

Die jüngste psychologische Forschung birgt eine vierte Dimension der intradisziplinären Kritik. Funke (in press) unternimmt unter dem Titel „Problem Solving: What are the Important Questions?“ eine interrogative Standortbestimmung der experimentellen Psychologie mittels einer methodologischen und einer phänomenologischen Relativierung der Perspektiven des gegenwärtigen Paradigmas. Im ersten Schritt zeigt der Autor dabei das bewährte Repertoire an empirischer Methodik auf, um in einem zweiten Schritt dessen Nützlichkeit für einen lebensweltlichen und nicht anhand der Konfiguration von Experimentallabors gewonnenen Begriff des Problems zu eruieren. Das Resultat dieser Erwägungen ist zuletzt eine Emphase für eine strukturelle Öffnung der Forschungsmethodik und -orientierung:

„To be clear: problem solving requires more than moving towers or connecting dots under some restrictions. Problem solving is not only a cognitive process but includes also motivation and emotion regulation due to frustrations (Barth & Funke, 2010). Problem solving also requires more than solving linear equation systems: The concept of minimal complexity (Greiff & Funke, 2009) and the resulting assessment of dynamic decision making (see Greiff, Wüstenberg, & Funke, 2012; Wüstenberg, Greiff, & Funke, 2012) were useful steps for classroom assessment but it needs a more ambitious, informationally comprehensive environment to address the richness of problem solving in dynamic environments“ (Funke, in press).

Mit diesen vier Formen der Kritik, die sich in chronologischer Reihenfolge konstruktiv bedingen, der unvoreingenommenen Inspektion der konzeptuellen Grundlagen bei Getzels, der holistischen Analyse des Forschungsstandes bei Quesada et al., der retrospektiven Neuorientierung bei Ohlsson und zuletzt der prospektiven Emphase bei Funke, ist ein letztlich inhomogenes Bild der Problemforschung gezeichnet. Einerseits besteht ein reduktionistisches Theoriegebäude, das mit der positivistischen Prägung der Gesamtdisziplin konvergiert, andererseits lässt sich der Druck der

ungenügenden Anwendbarkeit dieses Ansatzes auf die Vielfalt faktischer Phänomene nicht leugnen. Angesichts dieser immanenten Anspannung mag der Nährboden für eine kategorische Revision des disziplinären Fundaments vorhanden sein. Trotz der Vielfalt der kritischen Ansätze ermangelt es der Experimentalpsychologie eines innovativen Impulses nicht-teleologischer (und insofern extradisziplinärer) Couleur.

3.2 Das Problem als Erlebnis

In der Vermittlung von Ausgangs- und Zielzustand wurde der teleologische Problembegriff als relational bestimmt. Er verweist also auf das Sein des Problems zur Lösung, eine im logischen oder zeitlichen Sinne prozedurale Richtung. Unter dieser Annahme ist nachvollziehbar, dass der unter 2.3 dargestellte induktive Teilschluss vom Problemmaterial auf das Problem keine Widersprüche hervorruft, denn mit der Präsentation eines Ausgangszustandes bedarf es lediglich der kognitiven Antizipation eines (durch Barrieren verstellten) Zielzustandes, um ein Problem hervorzurufen. Ebenfalls erscheint in diesem Licht Poppers Diktum vom Leben als Problemlösen (1996) als sinnig, weil jeder Zustand des Lebens angesichts der Evidenz, das Verhalten des Akteurs sei „goal-driven“ (Ohlsson, 2012), als Ausgangszustand interpretiert werden kann. Insgesamt lässt sich die Lösung also dem teleologischen Problembegriffe nach als Entelechie, als Vollendungszustand des Problems beschreiben – jede Operation gewinnt ihren Wert erst im Wirken zum Zweck des Aufhebens des problematischen Zustands in der Lösung.

Die phänomenologische epoché, also die Reduktion des Phänomens auf seine wesentlichen Eigenschaften nach Abzug theoretischer und geschichtlicher Zuschreibungen, muss bei der Überprüfung des Problembegriffs an dieser Stelle einsetzen. Hat ein Akteur ein Problem, sobald er einem Ausgangszustand einen nicht unmittelbar erreichbaren Zielzustand gegenüberstellt? Anders gesagt: Erschöpft sich der Begriff des Problems in der Relation von Ausgangs- und Zielzustand, hat er also keine wesentlichen Eigenschaften? Oder ist es ein Tribut der Psychologie an den positivistischen Nominalismus, dass ein etwaiges Wesen des Problems geleugnet und stattdessen eine rein funktionale Bestimmung des Problems vorgeschlagen wird? Die Beweislast liegt an dieser Stelle bei der Eventualität eines Wesens vom Problem jenseits der relationalen Bestimmung.

Ein erster Schritt ist, die teleologische Bestimmung als eine Eigenschaft anstelle einer Relation zu denken. Ein Problem wäre also nicht als zur Lösung, sondern als lösbarer Zustand verstanden. Der Unterschied besteht darin, dass die relationale Bestimmung dem Problem akzidentell ist, die Bestimmung durch Eigenschaften jedoch substantiell. An dieser Stelle von Substanz zu reden, bedeutet keinen Rückfall in eine platonische Metaphysik; mit diesem Ausdruck sei der phänomenologische Rahmen der Arbeit nicht verlassen. Die Frage, ob Relationen auch

substantiell sein können, wird seit der Scholastik anhand der Termini „kategoriale“ vs. „konstitutive Relation“ besprochen (Castellote Cubells, 2011, S. 39f), doch substantiell ist hier eine Relation erst dann, wenn der Entität, die ihr Teil ist, ohne sie keine Eigenschaft zukommt, was von den materialen Zuständen des Problems nicht gesagt werden kann.

Ein substanzieller Problembegriff soll zum Ausdruck bringen, dass Probleme Träger von Eigenschaften sind und andere Entitäten zu ihnen in Relation stehen können. In vivo bedeutet dieser Unterschied, dass Lösbarkeit zu erfüllen ein Kriterium für die Feststellung des Problems wird – es gibt unlösbare Zustände. Die Relation hingegen existiert nur mit ihren Relata. In diesem Sinne ist ein Zielzustand, der nicht erreicht werden kann, nach dem experimentalpsychologisch-relationalen Problembegriff definitorisch im gleichen Maße problematisch wie eine triviale Aufgabe, für die substanzielle Alternative nicht. Sobald eine Eigenschaft des Problems, die Lösbarkeit, akzeptiert werden sollte, stellt sich die Frage nach weiteren. Zuvor jedoch ist die Phänomenologie auf den Plan gerufen, die beiden ausschließlich logischen Alternativen substantieller und relationaler Begriffe vom Problem nach ihrer Relevanz zu beurteilen.

Nach dem Husserl'schen „Prinzip aller Prinzipien: daß jede originär gebende Anschauung eine Rechtsquelle der Erkenntnis sei, daß alles, was sich uns in der ‚Intuition‘ originär, [...] darbietet, einfach hinzunehmen sei“ (Husserl, 2009, S. 51) erfolgt die Prüfung des benannten Unterschieds in der Rolle des erlebenden Akteurs, des Erkenntnissubjekts. Ein Problem nun als Erlebnis zu erfassen, bedeutet, sich von der begrifflich-sprachlichen Form des Problems zu lösen und einen unmittelbaren Zugang zu wählen. Mit Marion (1997) finden wir das Erlebnis eines Problems nicht im (theoretisch) Gemeinten, sondern im (alltäglich) Gesehenen.

Der Ausgangspunkt der phänomenologischen Betrachtung ist also der Umstand, dass ein Subjekt ein Problem hat. In der vermittelnden Reflexion sind ihm kognitive und emotionale Bewertungen dieses Zustandes möglich, die dem Problem jedoch extern sind. Demgegenüber setzt der Umstand, dass ein Subjekt (die originäre Quelle der Erkenntnis) ein Problem hat, voraus, dass es sich darüber bewusst ist. Die Lösung des Problems mag un- oder vorbewusst möglich sein (Dijksterhuis, 2006), doch das Erlebnis eines Problems setzt voraus, dass das Subjekt es bewusst hat. Am Beispiel: Zahlreiche therapeutische Ansätze, wie etwa die Tiefenpsychologie, versuchen Menschen ihre Probleme bewusst zu machen. Es scheint, als bestünden diese Probleme bereits, bevor sie dem Betroffenen bewusst sind. Auch mögen die Patienten retrospektiv zugeben, dass sie bereits ein Problem gehabt haben, bevor sie darauf aufmerksam gemacht wurden. Tatsächlich jedoch lässt sich nur davon reden, dass es sich um einen protoproblematischen Zustand gehandelt hat.

Der Grund hierfür ist, dass das in das Bewusstsein getretene Problem das Bewusstsein selbst beeinflusst. Einem Menschen, der ein Problem hat, ist es ein Medium, durch das er die Welt

wahrnehmen und konstruieren kann. Jedes Problem verlangt seinem Träger eine Einstellung ab, die auf die Auseinandersetzung mit dem Problem gerichtet ist. Es reicht keine kontingente externe Bewertung eines Problems, um hervorzurufen, dass ein Schachspieler wahrnimmt, dass ein Läufer nur diagonal bewegt werden darf. Dieses würde bedeuten, dass es irrelevant sei, ob der Schachspieler diese Regel als angenehm oder unangenehm, dringlich oder lässlich bewertet. Im Gegenteil jedoch hat er das Problem erst, wenn ihm der Umstand, von dem er sich bewusst ist, in einer problematischen Intensität bewusst ist. Hierin besteht die fahrlässige Verkürzung des teleologischen Problembegriffs, die nicht operationalisieren kann, dass es bedeutsam ist, mit welcher Relevanz das experimentell präsentierte Problemmaterial bewertet wird. Ein Proband, der sich den Anreiz gibt, bestmöglich abzuschneiden, stellt sich eher einer Herausforderung als einem Problem; ein Proband, dessen Fähigkeiten die Aufgabe überfordert, befindet sich in einem Verhängnis; und ein Proband, der den Läufer im Schach nicht nur diagonal führt, transzendiert die Regelung spielerisch. Zuletzt jedoch bedarf es eines genuinen Problemdrucks, um einen Akteur zu einer problematischen Haltung gegenüber dem Problemmaterial zu bewegen. Diese Haltung kommt analog in Merleau-Pontys folgendem beispielhaften Gedanken über die Veränderung der Raumwahrnehmung durch erlebnishafte Einstellungen zum Ausdruck:

„Der Fußballplatz ist für den Spieler in Aktion kein ‚Objekt‘, d. h. der ideelle Zielpunkt, der eine unendliche Mannigfaltigkeit perspektivischer Ansichten zuläßt und in all seinen erscheinungsmäßigen Umformungen den gleichen Wert behauptet. Er ist von Kraftlinien durchzogen (‚Seitenlinien‘, Linien, die den ‚Strafraum‘ abgrenzen) – in Abschnitte gegliedert (z. B. Die ‚Lücken‘ zwischen den Gegnern), die eine Aktion von ganz bestimmter Art herbeirufen, sie auslösen und tragen, gleichsam ohne Wissen des Spielers. Der Spielplatz ist ihm nicht gegeben, sondern er ist gegenwärtig als der immanente Zielpunkt seiner praktischen Intentionen; der Spieler bezieht ihn in seinen Körper mit ein und spürt beispielsweise die Richtung des ‚Tores‘ ebenso wie die Vertikale und Horizontale seines eigenen Leines“ (Merleau-Ponty, 1976, S. 193).

Wer ein Problem hat, wird durch es geprägt. Ein Problem ist es jedoch nur insofern, als das Subjekt eine problematische Einstellung gegenüber ihm entwickelt. Schon die Begriffe Ausgangszustand, Operatoren und Zielzustand setzen diese problematische Einstellung implizit voraus. Es stehen sich nur dann taxonomische Zustände und Handlungen gegenüber, wenn mit dem Formalismus des teleologischen Problembegriffs argumentiert wird. Die Integration des Ausgang zum Ziel in Vermittlung durch die Operatoren erfolgt letztlich erst, wenn – wie Funke (in press) es zum Ausdruck bringt - „motivation and emotion regulation“ mit dem Problemdruck korrespondieren. Entscheidend ist, dass dieses distinkte und unmittelbare personelle Verhältnis zur Situation das Problem notwendig konstituiert, die mittelbare Bewertung des Problems zugleich aber noch separat möglich ist. An dieser Stelle wird der mechanistische Reduktionismus des teleologischen Problembegriffs nachvollziehbar. Unter der Voraussetzung, dass die Welt des Erkenntnissubjekts

schon in Ausgangs- und Zielzustand ausgeprägt ist, der Problemraum also schon aufgespannt ist, lässt sich das Verhalten durch die Verwendung der Operatoren und Überwindung der Barrieren beobachten. Latent ist in diesem Fall indessen stets die problematische Einstellung als status quo wirksam. Und die Genese eines Problems wird erst dann für die wissenschaftliche Beobachtung zugänglich, wenn dieser phänomenalen Grundsicht des Problematisierens Rechnung getragen wird.

Hiermit wird auch erhellt, weswegen ein relationaler Problembegriff nur das performative Lösen eines Problems darzustellen vermag, d. h. stattdessen ein substantieller Problembegriff die wesentlichen Eigenschaften einer Situation, die für den Akteur problematisch ist, erfassen muss. Im Sinne des Lotman'schen Rhetorismus sollte diese Alternative jedoch zugleich nicht ebenfalls ein reduktionistisches Modell, sondern eine offene Sammlung der markanten Merkmale des Problems sein. Augenscheinlich valide sind nach dem bisher Gesagten die Lösbarkeit (3.2.1) und der Problemdruck (3.2.2). Hinzu soll das Phänomen des Problemhorizonts (3.2.3) treten.

3.2.1 Lösbarkeit

Der Bezug der Lösung selbst zum Problem ist ambig. Er lässt sich mit Luhmann am prägnantesten als Instanz der Interpenetration verstehen: „Interpenetration liegt entsprechend dann vor [...], wenn also beide Systeme sich wechselseitig dadurch ermöglichen, daß sie in das jeweils andere ihre vor-konstituierte Eigenkomplexität einbringen“ (Luhmann, 1987, S. 290). Es handelt sich um zwei separate Sphären. Wären Lösungen bereits deterministisch in Problemen inbegriffen, handelte es sich nicht mehr im authentischen Sinne um Lösbarkeit als phänomenale Eigenschaft, sondern um Lösungen respektive Fraglosigkeit. Schütz charakterisiert diesen Fall als Kontrastbild des Problems: „Das bloß durch die Neuigkeit jeder aktuellen Erfahrung gegebene Fragliche wird im routinemäßigen Ablauf der Erlebnisse in der natürlichen Einstellung routinemäßig in Fraglosigkeit überführt. Das Fragliche dieser Art ist jedoch nicht eigentlich problematisch, und die ‚Lösung‘ hebt sich auch nicht als solche im Bewußtsein ab“ (Schütz, 1994, S. 32). Fraglich bleibt ein Problem, sofern ein dynamisches Verhältnis der losen Kopplung zwischen Problem und Lösung etabliert ist: „Die interpenetrierenden Systeme bleiben füreinander Umwelt. Das bedeutet: die Komplexität, die sie einander zur Verfügung stellen, ist für das jeweils aufnehmende System unfaßbare Komplexität, also Unordnung“ (Luhmann, 1987, S. 291). Die Ambiguität liegt hierbei insofern vor, dass sich die Sphären des Problems und der Lösung „wechselseitig ermöglichen“. Durch die lebensweltliche Eigenkomplexität des „chaotisch-mannigfaltiges Knäuel[s] von Sachverhalten“ (Schmitz, 1990) werden Lösungen inauguriert und in Antizipation der Lösbarkeit wird das Problem als problematisch erlebt.

Da es sich bei der vorliegenden Struktur des Problematischen um einen Entwurf in Anbetracht der „Subjektivität für jemand“ (Schmitz, 1990, S. 7) handelt – im phänomenologischen Sinne des Erkenntnissubjekts als originär gebender Erkenntnisquelle –, kann die Dimension der Lösbarkeit nicht anhand des objektiven Vorhandenseins von Lösungen begriffen werden, sondern nur in Bezug auf den Schein dieses Vorhandenseins. Phänomenal relevant im Sinne des obigen Schütz'schen Begriffes des Fraglichen ist somit nicht die „routinemäßige“ Überführung in Fraglosigkeit, sondern die Differenz zwischen dem Schein der Lösbarkeit und demjenigen der Unlösbarkeit.

Durch diese Überlegung wird der Schein als Prüfstein der Lösbarkeit qualifiziert. Der Schein der Lösbarkeit oder Unlösbarkeit „für jemand“ wird im Folgenden im Anschluss an Vaihingers Begriff der Fiktion aufgefasst:

„Die eindeutige Bedeutung des bloßen Wortes ‚Fiktion‘ lautet: ‚Erdichtung‘, ‚Erdichtetes‘. Abgesondert von allen Beziehungen zu anderen Vorstellungen können wir mit diesen Worten nicht viel anfangen. Wir müssen vielmehr mindestens zwei weitere Begriffe hinzutreten lassen, nämlich ‚Wahrheit‘ und ‚Wirklichkeit‘, als deren Negation oder Gegensatz die ‚Fiktion‘ zu betrachten wäre. [...] Die Fiktion liegt also nicht in der Sphäre des reinen Erkennens oder Anschauens – falls dies überhaupt möglich wäre –, sondern recht eigentlich im Wollen als eine schöpferische Tätigkeit unseres Ichs, die wir aus der Verfolgung irgendeiner Absicht – bewußten oder auch unbewußten – zu erklären vermögen“ (Liebmann, 1923, S. 7ff).

Ein Problem begegnet uns also dann, wenn wir die Lösbarkeit einer fraglichen Situation fingieren. Die Crux dieser Behauptung liegt darin, dass im Vaihinger'schen Sinne „schöpferische Tätigkeit“ ein Beitrag des Erkenntnissubjekts selbst ist. Problematisch sind Situationen somit ausschließlich für es, nicht an sich. Der Schütz'sche Terminus des „mögliche[n] Problem[s]“ (Schütz, 1994) ist dementsprechend als Protention zu verstehen, weil er das „aktuelle Problem“ vorausahnt. Mögliche Probleme sind Situationen, die lösbar scheinen können; ob sie jedoch auch tatsächlich als lösbar oder unlösbar scheinen – von einem Erkenntnissubjekt als aktuelles Problem aktiviert werden –, ist eine Schnittstelle zum Kriterium des Problemdrucks.

Im vorliegenden Verständnis wird Lösbarkeit als Konkretion der situativen Finalität, welche eine Manifestation der menschlichen Freiheit ist, verstanden. Dieser Umstand spiegelt sich in der beschriebenen Flexibilität wider. Die Freiheit des Menschen zur Sinnstiftung realisiert sich in seiner Fähigkeit, Prozesse als zeitlich und logisch finale Abschnitte der ontischen Kontinuität zu generieren. Lösbarkeit ist gleichsam ausschließlich als Antizipation einer Endlichkeit begreiflich, die kontrafaktisch anmutet, sobald die indifferente Kontinuität der Naturkausalität zum Richtmaß erhoben wird. Gewiss darf dieser Umstand nicht anders als epistemisch wirksam verstanden werden, denn trotz der perzipierten Prozessstruktur der Realität wird sie von dieser nicht angenommen. Vielmehr macht das Erkenntnissubjekt sein materielles Handeln und Verhalten – das

Problematisieren – von internen Systemzuständen abhängig, die seiner „schöpferischen Tätigkeit“ zu verdanken sind.

Selbstredend lässt sich auch das Wissen darum, dass Probleme ungelöst bleiben können, in den Prozess des Problematisierens einbeziehen. Gewiss ist, dass, solange der Problemdruck (3.2.2) bestehen bleibt und die Lösbarkeit angenommen wird, das Subjekt ein Problem hat. Damit ist nicht gemeint, dass jede Situation ein Problem sein muss. Ist die Eigenschaft der Lösbarkeit nicht erfüllt, obwohl der (Problem-)Druck erhalten bleibt, lässt sich von einem Verhängnis sprechen (3.3).

Die Konsequenz dieses Konzepts von Lösbarkeit für den Problembegriff der empirischen Psychologie beginnt damit, dass das Verhältnis von einfachen zu komplexen Problemen in Reziprozität von Akteur und Material verstanden werden muss. Am Beispiel gesprochen: Der bekannte Turm von Hanoi ist nur solange ein einfaches Problem, wie die Sinnstiftung des Subjekts nicht bedeutend über die formelle Regelung der Aufgabe hinausgeht, die da vorsieht, Holzscheiben in bestimmter Hierarchie auf Holzstangen zu stecken. Die psychische Kapazität zur Sinnstiftung in Luhmanns Sinne gestattet es dem Akteur hier grundsätzlich auch, im Rahmen des Regelsatzes und dem materialen Ziel z. B. einen möglichst umständlichen Weg zu verwenden, möglichst viel Zeit zu verwenden oder die Aufgabe mit geschlossenen Augen zu lösen. Diese Pluralisierung der möglichen Zielzustände, die sich der Proband selbst zu stellen vermag, ohne die gegebenen Regeln zu verletzen, trägt ebenso zur Metamorphose des Problemraums bei, wie de facto die material gestellte Aufgabe in jeder individuellen Version des repräsentationalen Kenntnisstands eine andere Form annimmt. Nur weil das räumliche Resultat eines nach den Vorgaben erfolgreich gelösten Turms von Hanoi in jedem Fall identisch ist, ist ihm nicht implizit dieselbe Bedeutung zugeschrieben.

3.2.2 Problemdruck

Der Ausdruck „Problemdruck“ wird durch „Druck“ qualifiziert. Das Lexem „Problem“ mag, da es sich um die Elaboration des Problematischen handelt, den Anschein eines zirkulären Unterfangens erzeugen; deshalb sei inhaltlich unter dem Denotat „Problemdruck“ eher der Entscheidungsdruck zu verstehen. In nuce handelt es sich hierbei um die lebensweltliche Hingabe des Subjekts an eine fragliche Situation, die sie als problematisch gestaltet. Analog lässt sich zum Behufe, den Problemdruck verständlicher zu machen, Commitment, die Identifikation mit einem Sachverhalt, als ein verwandtes Konstrukt begreifen.

Gewiss besteht für den Begriff Problemdruck grundsätzlicher Klärungsbedarf für sein Verhältnis zur motivationalen Konstitution des Menschen als „goal-driven“, deren Annahme als anthropologische Grundlage des teleologischen Problembegriffs identifiziert wurde. Während das

Sein des Problems zur Lösung für den Akteur eine aktive Zielorientierung, entweder in der Lösung des Problems oder in der Problemfindung zugunsten der Entelechie der Lösung, bedeutet, also die Realisation des generierten oder adaptierten Ziels, ist Problemdruck durch Passivität ausgezeichnet. Die problematische Einstellung, die den Zugang einer problematisierenden Sicht auf die Welt gestattet, gestattet es dem Akteur, sich der problematischen Situation hinzugeben, d. h. sich von ihr prägen zu lassen. Um die Operatoren des Problemraums anzunehmen oder zu konzipieren, bedarf es eines Seins des Akteurs zum Problem. Am Beispiel gesprochen, bedeutet diese Formulierung, dass eine Aufgabe wie der besagte Turm von Hanoi keine hinreichende Verbindlichkeit durch die bloße Existenz seiner Komponenten entwickelt, um ein Problem zu motivieren. Doch auch die Instruktion des Versuchsleiter garantiert noch nicht, dass der Proband ein Problem hat.

Problemdruck ist eine emergente Eigenschaft des Problems für den Akteur. Die Bitte, ein Problem zu haben, das Problemmaterial oder die Gewissheit, dass mit dem selben Material einst ein anderes Subjekt ein Problem gehabt hat, reichen nicht aus, um Problemdruck zu erzeugen. Vielmehr hat jemand erst dann ein Problem, wenn er in seinem existentiellen Bezug zu der Situation die Not zu handeln empfindet. Etwas als problematisch zu empfinden, heißt nicht, lediglich einen Zielzustand zu kennen, sondern notwendiger Weise auch, die Lösung als dringlich zu empfinden. Die Gründe hierfür sind individualpsychologischer Mannigfaltigkeit unterworfen.

3.2.3 Problemhorizont

Mit dem Horizont korrespondiert objektivierend der Terminus „Konfiguration“. Beide Begriffe zielen auf eine Indikation des Umfangs und der Ausdehnung ab. Dennoch gilt es, weder Horizonte noch Konfigurationen als abstrakte Entitäten zu verstehen. Zumal die Elemente eines Systems Gegenstände des konkreten Handelns sind, ist die Berücksichtigung von Konfigurationen und Horizonten nicht mehr als ein Perspektivenwechsel zugunsten der strukturellen Verbindungen zwischen den Elementen. Dementsprechend beschreiben die Termini Horizont und Konfiguration die Gesamtheit aktueller Beziehungen zwischen den intensionalen Komponenten. Während die Konfiguration sich in diesem Zug auf ontische Gegebenheiten – und somit im kantischen Sinne auf eine Spekulation jenseits unserer Erfahrung – bezieht, ist der Horizont nur an die gegebenen Phänomene gebunden. In Bezug auf die Situation als abstrakte Referenz des Problems handelt es sich bei dem Problemhorizont somit zugleich um die Interaktion von Lösbarkeit und Problemdruck wie um das kontrastive Fenster zu anderen situativen Formen, etwa Herausforderungen.

Weil der Anschein entstehen mag, dass der Problemhorizont nicht mehr als die Summe von Lösbarkeit und Problemdruck umfasst, ist diese Vermutung entschieden abzuwehren. Zwar sind die beiden genannten Glieder des Problems als Determinanten unserer Erfassung von Situationen zu

beschreiben, doch mit phänomenologischer Aufrichtigkeit kann an dieser Stelle kein Funktionsdeterminismus behauptet werden. Vielmehr kommt dem Problemhorizont eine Eigenspontaneität zu. Das klassische Konzept des $\pi\acute{\alpha}\nu\tau\alpha \rho\epsilon\acute{\iota}$ soll durch das entworfene System keine Beschneidung erfahren – keine Situation gleicht einer anderen. Oftmals jedoch erscheinen uns die Gegebenheiten vergleichbar, bisweilen identisch. Das scheinbare Dilemma zwischen diesen beiden Phänomenen löst sich durch die kardinale Eigenschaft des Horizonts, nämlich die Relevanz, auf. Der natürlichen Beschränktheit der menschlichen kognitiven Kapazitäten wird durch eine Auswahl Genüge getan, deren Kriterien im Fall des Problems vorwiegend Lösbarkeit und Problemdruck sind. Dennoch ist in der Gegebenheit der Phänomene, mit denen sich das Erkenntnissubjekt auseinandersetzt, die Möglichkeit inhärent, auch etwa als Herausforderung oder Verhängnis erlebt zu werden. Dieser passive Kontrast ist im Problemhorizont aufgehoben. Die jüngere Psychologie begegnet diesem Phänomen beispielsweise unter dem Titel des Framings; unterschiedliche Formulierungen derselben Informationen nehmen Einfluss auf den Empfänger einer Botschaft. Zum tieferen Verständnis bietet es sich an, Schütz' Differenzierung des Begriffs Relevanz zu berücksichtigen:

„Mit thematischer Relevanz (eine ähnlich von Aron Gurwitsch entwickelte Vorstellung) ist das aufmerkende Interesse gemeint, das sich über ein bloß typisch Vorgegebenes hinaus mit einer Situation ‚thematisch‘ befaßt. Wird dabei die Frage auf die intersubjektive Definition eines Handlungsverstehens, auf die Motivationsstrukturen gerichtet, so spricht Schütz von Motivationsrelevanzen. Schließlich kann aber die Lösung eines thematisch relevanten Problems auch nach expliziter Auslegung von Wissensvorräten verlangen, die für eine Problemlösung wichtig sind. Er nennt diese Interpretationsrelevanz“ (Grathoff, 1995, S. 54 [hervorgehoben im Original]).

Die rudimentäre thematische Relevanz beruht auf der Unterscheidung zwischen Fraglosem und Fraglichem. Ausgehend vom Phänomen der Lösbarkeit betrachtet ließe sich analog sagen, dass thematische Relevanz subjektiv erscheinende Lösbarkeit voraussetzt. Der Impetus des Problemdrucks ist demgegenüber jedoch dasjenige, was Schütz mit Motivationsrelevanz und Interpretationsrelevanz zum Ausdruck bringt. Im Fokus liegt nicht die Form des Fraglichen, sondern dessen Inhalt. Das Problematische ist dann gegeben, wenn die fragliche Situation das Subjekt aktional (Motivationsrelevanz) oder intellektuell (Interpretationsrelevanz) verpflichtet. Diese Verpflichtung erfolgt dadurch, dass das Fragliche das Subjekt in dessen Identität (ähnlich zu affektivem Commitment) affiziert.

Der Problemhorizont ist ebenso wie die Lösbarkeit und der Problemdruck kein der empirischen Psychologie intuitiv fremdes Phänomen. Während auf der Verhaltensebene die Eigenschaft von Problemen, als lösbar von dem jeweiligen Subjekt konzipiert zu werden, epiphänomenal im performativen Vollzug schon dort beobachtet werden kann, wo Akteure

Probleme lösen, ebenso der Problemdruck dort, wo Akteure sich motiviert mit Zielen auseinandersetzen, ist der Problemhorizont eher mit einem gestaltpsychologischen Moment der Einheit eines Problems zu vergleichen. Sofern die Fähigkeit zur Sinnstiftung im obigen Sinne keine formalen Präferenzen für die vollzogene Sinnstiftung impliziert und zudem das Problem nicht in jedem Fall auf eine bewusste Entscheidungen zurückgeführt werden kann, sondern auch durch das Problemmaterial intuitiv präfiguriert sein mag, integriert der Begriff des Problemhorizont eine Dimension zur Erklärung der im Einzelnen realisierten Probleme, die neutral gegenüber der Subjekt-Objekt Differenzierung ist. Empirisch ist der Problemhorizont also der Grund dafür, dass ein Akteur den Turm von Hanoi tatsächlich empirisch wahrscheinlicher bearbeitet, als sich mit einem kreativ erzeugten Problem zu beschäftigen. Zugleich ermöglicht der Begriff, zu verstehen, weswegen identische Probleme unterschiedlich erlebt und gelöst werden können. Die Ursachen für die Konstitution des Problemhorizonts können in diversen soziokulturellen und individualpsychologischen Faktoren bestehen. Eine theoriegeschichtlich interessante Pointe ist indessen, dass an dieser Stelle die kontemporär wenig rezipierte Gestaltpsychologie einen Beitrag zu leisten vermag.

3.3 Ein modales Verständnis von Situationen

Mit Gehlen (2009, S. 9) gesprochen, ist das anthropologische Grundverständnis dieser Arbeit, dass „es [...] ein lebendiges Wesen [gibt], zu dessen wichtigsten Eigenschaften es gehört, zu sich selbst Stellung nehmen zu müssen, wozu eben ein ‚Bild‘, eine Deutungsformel notwendig ist“. Sich selbst von Zeitpunkt zu Zeitpunkt zu interpretieren, sei als der fundamentale Begriff Situation verstanden. Erst dann, wenn der Akteur auf sich selbst reflektiert, befindet er sich in einer Situation (von lat. situs: Stellung, Sitz) – in der Stellung, die er nimmt bzw. bezieht.

Dies gesagt, stellt sich die Frage nach dem Verhältnis von Situation und Problem. In Kohärenz mit der obigen Aussage, Probleme seien nur als bewusstes Erlebnis möglich, sei hier behauptet, das Problem sei ein Modus, eine Art der Situation. Dabei ist die Situation die existentielle Grundbestimmung des Akteurs im Sinne Gehlens, die für sich genommen nicht mehr als das *genus proximum* ihrer diversen Modi ist. Anders gesagt: Der Mensch erlebt notwendig situativ, doch zum Erlebnis tritt zudem als hinreichende Bedingung ein Modus der Situation hinzu, der die Situation durch Sinnstiftung prägt. Neben dem Problem sind hier prominent Herausforderungen, Gelegenheiten oder Verhängnisse zu denken, wobei die Vielfalt dieser Modi an dieser Stelle keiner kategorialen, abschließenden Ableitung unterworfen werden soll. Es sei indessen so viel gesagt, dass der Modus der Situation eine distinkte Färbung der Atmosphäre einer Situation evoziert, die aus dessen Eigenschaften resultiert. Der Begriff Atmosphäre sei hier in Sinne

Böhmes verstanden:

„Sie sind Räume, insofern sie durch die Anwesenheit von Dingen, von Menschen oder Umgebungskonstellationen, d. h. durch deren Ekstasen, ‚tingiert‘ sind. Sie sind selbst Sphären der Anwesenheit von etwas, ihre Wirklichkeit im Raume. Im Unterschied zum Ansatz von Schmitz werden so die Atmosphären nicht freischwebend gedacht, sondern gerade umgekehrt als etwas, das von den Dingen, von Menschen oder deren Konstellationen ausgeht und geschaffen wird. Die Atmosphären sind so konzipiert weder als etwas Objektives, nämlich Eigenschaften, die die Dinge haben, und doch sind sie etwas Dinghaftes, zum Ding Gehöriges, insofern nämlich die Dinge durch ihre Eigenschaften – als Ekstasen gedacht – die Sphären ihrer Anwesenheit artikulieren. Noch sind Atmosphären etwas Subjektives, etwa Bestimmungen eines Seelenzustandes. Und doch sind sie subjektiv, gehören zu Subjekten, insofern sie in leiblicher Anwesenheit durch Menschen gespürt werden und dieses Spüren zugleich ein leibliches Sich-Befinden der Subjekte im Raum ist“ (Böhme, 2013, S. 33f).

Dieser Begriff der Atmosphäre trägt dem Umstand Rechnung, dass weder ausschließlich Problemmaterial noch die Absicht des Akteurs ausreicht, um ein Problem entstehen zu lassen. Zugleich macht er verständlich, dass – sofern dem Problem eine spezifische Atmosphäre zukommt – es modale Alternativen zu ihm geben kann. Im Vergleich zu der spezifischen atmosphärischen Konstellation von Lösbarkeit, Problemdruck und Problemhorizont, die für das Problem besteht, lässt sich an einem Beispiel nachvollziehen, wie die Möglichkeit modaler Alternativen, die in dem Begriff der Situation begründet ist, verstanden werden kann: Ein bevorstehender sportlicher Wettkampf kann ein Problem sein, u. a. wenn die Teilnahme eine lösbare Aufgabe darstellt, etwa durch die erfolgreiche Teilnahme, aber auch das bloße Antreten; in Betreff des Problemdrucks die Teilnahme dem Teilnehmer dringlich erscheint, z. B. um das personelle Selbstbild zu erhalten; und der Wettkampf – insbesondere dieser Punkt darf nicht vernachlässigt werden – in allen seinen Komponenten eine ganzheitliches Erlebnis darstellt, das zwar z. B. Etappen haben kann, ebenso wie Bezüge zu anderen Situationen, aber sowohl in einem einheitlichen problematischen Horizont verstanden und erlebt wird.

Nun zur modalen Variation: Derselbe Anlass des sportlichen Wettkampfs nimmt eine andere Atmosphäre an, wenn er als Herausforderung erlebt wird. Hier besteht kein eigentlicher Problemdruck, Motivation ist selbstredend nicht ausgeschlossen, doch im Verhältnis ist die Herausforderung freiwilliger als die existenzielle Bindung an das Problem. Die Herausforderung ist ebenfalls lösbar, doch keinesfalls in derselben Weise wie das Problem, denn während Probleme gelöst werden, werden Herausforderungen bewältigt. In diesem Sinne ist die Herausforderung eher durch bestmögliches Abschließen oder durch Teilnahme einer Einschränkung zum Trotz qualifiziert. Gewiss gibt es Menschen, denen es ein existenzielles Bedürfnis ist, diese Arten von Zielzuständen zu erreichen. Hierbei handelt es sich im eigentlichen Sinne jedoch nicht um eine Herausforderung, weil der existenzielle Problemdruck vorliegt. Entscheidend ist, dass die spezifi-

sche Differenz zwischen diesen Modi im Horizont der Situationen aufgehoben wird. Die Gestalt eines Problems ist durch dessen deutlichen Bezug zur Lösung charakterisiert, die Herausforderung jedoch ist mehr durch einen kompetitiven Grundcharakter qualifiziert.

Eine weitere Möglichkeit ist, dass die Teilnahme am Wettkampf zum Verhängnis wird. Hier liegt existenzieller Druck vor, es besteht jedoch keine Lösbarkeit. Der unbändige Wunsch trotz einer terminlichen Verhinderung oder einer Behinderung teilzunehmen, stellt sich als Verhängnis für den Akteur heraus. In Anbetracht dieses Beispiels wird die Plastizität gleichermaßen des situativen Horizonts wie der Atmosphäre deutlich. In Anlehnung an den Problemraum ließe sich hier zur Verdeutlichung dieses Punktes vom Verhängnisraum sprechen, der in kategorialer Abgrenzung vom Problem durch eine wesentliche Entkopplung von Ausgangs- und Zielzustand gekennzeichnet ist. Die Atmosphäre des Verhängnisses ist also von Objekten geprägt, die unüberwindliche Barrieren darstellen; ihre Gestalt ist wesentlich durch die Dysfunktion oder die Stagnation umschrieben. Symbolisch lässt sich hier gewissermaßen der *Oὐροπόροϛ*, die sich selbst verzehrende Schlange, assoziieren, während die Atmosphäre eines Problems vielmehr durch konstruktive Richtung und Zielorientierung geprägt ist.

Ein bedeutsames Anliegen eines empirischen Verständnisses dieser Behauptungen sollte sein, ob die unterschiedlichen Modi der Situation als kategoriale oder graduelle Differenzen zu verstehen sind. Im ersten Fall könnten empirische Beispiele angebracht werden, die nicht deutlich genug als einer Kategorie zugehörig dargestellt werden können. Im zweiten Fall ließe sich sagen, dass die Charakterisierung der obigen Modi und deren Benennung reiner Willkür unterworfen seien und somit keine deskriptive Distinktionsleistung durch den vorgeschlagenen Begriff der Situation erbracht würde. Insofern sein Wert dennoch bestehen soll, muss er entweder jenseits der positivistischen Empirie liegen oder die Frage nach einer graduellen bzw. kategorialen Segmentierung der Situation überwinden. De facto lassen sich beide Vorgehensweisen realisieren.

Erstens beansprucht die phänomenologische Methode nicht, auf ein kontinuierliches empirisches Relativ zu verweisen. Die beispielhaft als Probleme, Herausforderungen, Gelegenheiten und Verhängnisse benannten Erlebnisse entstammen keiner vom Akteur abstrahierenden Beobachtung einer atomistischen Umwelt, sondern sind diejenigen Spielarten des psychischen Systems, die in einer menschlichen, d. h. leiblichen und sozialen, Sinnsphäre relevant sind. Die Bedeutung einer erschöpfenden und kontinuierlichen Quantifizierung und Operationalisierung situativen Erlebens soll also grundsätzlich bestritten werden. Die Grenzscheide zwischen dem empirischen und phänomenologischen Verständnis der Welt, wird am deutlichsten mit Bergsons Begriff der Dauer erfasst:

„Bergson stand anfänglich sehr stark unter dem Einfluß von Spencers *First Principles*. Schritt für Schritt stieß er jedoch

auf unüberwindbare Schwierigkeiten, durch die er zu einem eigenen philosophischen Blickpunkt und einer eigenen Problematik geführt wurde. Die internen Widersprüche in Spencers Zeitauffassung, nämlich von einer Zeit, die keine Dauer hat, veranlaßte Bergson zu seinem Begriff der Dauer. Dies geht auch aus einem aufschlußreichen Brief Bergsons an William James vom 9. Mai 1908 hervor: „[...] Es war die Analyse des Zeitbegriffs, so wie er sich in der Mechanik und Physik findet, die all meine Ideen umgestürzt hat. Mir wurde zu meiner großen Überraschung deutlich, daß die wissenschaftliche Zeit nicht *dauert* [que le temps scientifique ne *dure* pas; Anmerkung von Oger], daß sich nichts an unserer wissenschaftlichen Erkenntnis ändern würde, wenn sich die gesamte Wirklichkeit plötzlich in nur einem Augenblick entfalten würde und daß die positive Wissenschaft wesentlich darin besteht, daß sie die Dauer ausschließt. Dies war der Ausgangspunkt einer Reihe von Überlegungen, die mich Schritt für Schritt dazu führten, beinahe alles zurückzuweisen, was ich bis dahin angenommen hatte, und meinen Standpunkt gänzlich zu ändern“ (Oger, 1991, S. XIVf).

Die positivistische Empirie geht also von einer uneingeschränkten Manipulierbarkeit von Situationen aus, die eine kontinuierliche Manipulation der Parameter der Modi erlaubt. Ihr widerspricht jedoch der Umstand, dass Situationen nicht das Resultat von ad-hoc Manipulationen sind, mit Bergsons Worten dass sie sich nicht „plötzlich in nur einem Augenblick entfalten“. Das Auftreten der unterschiedlichen Modi von Situationen ist somit an die Eigenkomplexität der Akteure, etwa deren anthropologische Verfassung, gebunden.

Zweitens bleibt das vorgeschlagene modale Verständnis von Situationen dennoch anschlussfähig. Ohne dabei zu behaupten, dass die Gruppe der Formen von Situationen abgeschlossen sei, lässt sie sich doch als eine natürliche Menge an Prädiktoren für das Verhalten von Akteuren verstehen. Die in den evidenten Phänomenen problematischer, herausfordernder oder verhängnisvoller Situationen zum Vorschein tretenden Modi können anhand der benannten Eigenschaften identifiziert werden und zur Vorhersage desjenigen genutzt werden, was zum gegenwärtigen Zeitpunkt noch undifferenziert als die Gesamtheit des Problemlösens benannt wird (hierzu 3.4).

Der teleologische Problembegriff zeichnet sich durch die Reduktion der problematischen Situation auf das Sein des Problems zur Lösung aus, dem die Phänomenologie das Sein des Akteurs zum Problem entgegengestellt hat; welches sie durch die Eigenschaften Lösbarkeit, Problemdruck und Problemhorizont elaborieren konnte. Wichtig ist jedoch, dass die empirische Forschung, die den epiphänomenalen Bereich der Problemlösung thematisiert, durch die dargestellte Transzendierung des teleologischen Problembegriffs nicht hinfällig wird. Vielmehr vermag eine „empirisch ernüchterte Phänomenologie“ den lediglich durch die nominelle Institution der Problemlösungsforschung assoziierten Beobachtungen einen systematischen Unterbau anzubieten.

3.4 Implikationen für die psychologische Problemforschung

Es hat sich bereits zuvor gezeigt, dass die Konzepte der experimentellen Psychologie in keiner strikten Abhängigkeit von dem teleologischen Problembegriff stehen, sondern auch mit nonreduktionistischen Ansätzen kompatibel sind. Die psychologische Terminologie erföhre unter der Einflussnahme der vorgestellten Vorschläge eine konzeptuelle Öffnung. Der Erwerb dieser synthetischen Berücksichtigung phänomenologischer Erkenntnisse muss allerdings nicht als Limitation der ursprünglichen Theorie betrachtet werden. An dieser Stelle soll stattdessen skizziert werden, wie sich die etablierten Begriffe durch eine Integration der dargestellten Überlegungen bereichern lassen. Das Hauptaugenmerk soll dabei exemplarisch auf der Problemfindung, dem Problemraum und dem Problemlösen liegen.

Problemfindung: Wenn – wie oben vorgeschlagen – Lösbarkeit als Eigenschaft problematischer Atmosphären zu gelten hat, ist deren figurativer Aspekt, d. i. die prospektive Sinnstiftung von Lösungen im Sinne Vaihingers (3.2.1), ein Aspekt, der bereits von Getzels erschaffenen Problemen tangiert wird. Er lässt sich jedoch durch eine phänomenologische Revision konkretisieren. Weil ein relationales Verständnis vom Problem im Gegensatz zum substantiellen nicht dazu in der Lage ist, den Ausgangs- unabhängig vom Zielzustand zu thematisieren, versteht Getzels unter einem erschaffenen Problem einen Fall, in dem der Akteur sich das Problemmaterial schafft (im Sinne des schwachen Begriffs des Problemmaterials). Der Begriff der Lösbarkeit im phänomenologischen Sinne setzt hingegen für jedes Problem die Partizipation des Subjekts voraus.

Mit anderen Worten: Schon ein im Sinne der Problemqualität einfaches Problem setzt voraus, dass, wer sich damit auseinandersetzt, es kognitiv explorieren muss, bevor es zum Problem werden kann. Angesichts des Umstands, dass demnach jede Instanz eines Problems einen kontingenten interpretativen Teil hat, sollte die Problemfindung nicht dort ansetzen, wo die Leistung des Akteurs lediglich in der rein quantitativen Dechiffrierung der Informationen im Problemmaterial zur Zielidentifikation besteht. Bereits die Entwicklung der Situation durch deren Dauer ist als Bestandteil der Problemfindung zu betrachten. Auf diese Weise kann die Problemfindung nicht nur als ein eindimensionaler Prozess begriffen werden, in dessen Verlauf der Ausgangs- und Zielzustand sowie die Operatoren entdeckt werden. Vielmehr handelt es sich um die Suche nach der Möglichkeit eines Problems, eine problematisierende Einstellung, die in der Umwelt Sinn zu stiften versucht und in Auseinandersetzung mit ihr Problemdruck verspürt oder gegebenenfalls anstelle eines Problems auch eine Herausforderung oder ein Verhängnis findet.

Des Weiteren erlaubt eine Erweiterung des Begriffs Problemfindung die Integration des Problemhorizonts als Eigenschaft des Problems. Insofern das psychische System eine potenziell unendliche Anzahl an Problemen zu konfrontieren vermag, empirisch hingegen einige Fälle vermehrt auftreten, sollte die Forschung zur Problemfindung auch Hypothesen entwickeln, die erklären, wieso bestimmte Probleme regelmäßig auftreten. Gewiss ist dabei die bereits etablierte

Differenzierung von Problemen nach ihrer Strukturiertheit ein Anfang. Die Überwindung des teleologischen Problembegriffs öffnet den Forschungsbereich allerdings auch gegenüber der Berücksichtigung von Faktoren, die die Zielorientierung des Akteurs nicht voraussetzen, wie etwa sozialen Gründen des Problemdrucks oder individualpsychologischen Präferenzen für Problemhorizonte.

Problemraum: Das Konzept des Problemraums ist in seiner klassischen Variante ein mechanistisches Netzwerk von Systemzuständen, deren Orientierung vektoriell zwischen Ausgangs- und Zielzustand aufgespannt ist. Der Raum dieses Verständnisses ist ein homogener, cartesianischer Raum reiner Relationen. Sobald die Differenzierungskriterien des Problems jedoch nicht bloß quantitativer Form sind, wie etwa die Anzahl der beteiligten Elemente, bietet sich eine Reformulierung des Problemraums an. Zwischen den funktionalen Operationen eines Problemraums und denjenigen eines Raums der Herausforderung mag kein Unterschied hinsichtlich der Relation von Ausgangs- und Zielzustand bestehen, doch ihre Bedeutung hinsichtlich der situativen Atmosphäre unterliegt grundsätzlich abweichenden Gesichtspunkten.

Gleichfalls transzendiert eine Reformulierung des Problemraums die eindimensionale, vektorielle Orientierung der lokalisierten Systemzustände. Handlungen und Zustände des Akteurs, die teleologisch abkömmlich erscheinen, gewinnen eine eigenständige Bedeutung, wenn ihr Einfluss auf die Beurteilung der Lösbarkeit, das Erlebnis des Problemdrucks oder die Gestalt des Problemhorizonts berücksichtigt wird. Die zwar hinsichtlich der Problemlösung redundanten psychischen Handlungen können durch die Vermittlung der Eigenschaften von Problemen zuletzt auch für das tatsächliche Problemlösungsverhalten relevant werden. Die experimentalpsychologische Tendenz, die Varianz im Verhalten eines Problemlösenden durch sekundäre Faktoren wie Intelligenz und Kreativität zu begründen, wird durch diese Perspektive gleichfalls bereichert, denn der Einfluss dieser Faktoren bleibt in ihrer Wirkung nicht auf die zielgerichteten Operationen begrenzt.

Problemlösen: Der prominenteste Gegenstand der experimentellen Problemforschung, das Problemlösen, ist nicht nur ein akribisch und detailliert erschlossenes Feld, sondern auch in seiner Anschlussfähigkeit für diverse angrenzende Wissenschaften ebenso wie in der Praxis bewährt. Es scheint also, als bedürfe es an dieser Stelle keiner grundlegenden Revision, sondern eher einer Spezifikation und Fortsetzung der etablierten Konzepte. Die Besorgnis um die Einschränkung der Gültigkeit von vorhandenen Einsichten durch eine phänomenologische Erweiterung der disziplinären Grundlagen kann indessen limitiert werden. Im Geiste einer „empirisch ernüchterten Phänomenologie“ ist die methodisch reine und authentische empirische Psychologie in höherem Maße das Korrektiv der intuitionistischen Argumente im Interesse eines mehr als teleologischen Problembegriffs denn umgekehrt. Gewissermaßen sind die Einsichten, die zuvor dargestellt wurden,

entweder latent in der empirischen Forschung bereits vorhanden gewesen oder selbst noch in akkuraterer Form phänomenologisch zu hinterfragen. Der spezifische phänomenologische Beitrag besteht somit letztlich vorrangig darin, die empirischen Ergebnisse der Psychologie in klarerem Licht darzustellen.

Durch die Idee modal variabler Situationen kann das Problemlösen selbst erstens um Prädiktoren von problemlösendem Verhalten bereichert werden. Zweitens eröffnet sie einen Zugang zu bisher nur als Störvariablen interpretierbarem Verhalten wie den Ruminationen eines die Situation als Verhängnis begreifenden Probanden. Natürlich – und insofern wird die Methodik der empirischen Verhaltenswissenschaften durch die phänomenologische Arbeit tangiert – wird durch eine nicht-positivistische Sichtweise eine Öffnung der Psychologie gegenüber qualitativen empirischen Maßen relevanter, doch auch hier lässt sich letztlich sagen, dass die Operationalisierung nur kontingenter Weise durch das Verfahren der Phänomenologie nahegelegt wird. Die dargestellten Konzepte unterminieren gleichsam nur die positivistischen Präsuppositionen der Psychologie, nicht deren deskriptiven Kern.

Bezüglich der besagten Möglichkeit, das Problemlösen um Prädiktoren zu bereichern, ist ein Beispiel hilfreich. Ein diversifiziertes, non-reduktionistisches Verständnis des Problemraums gestattet hier nämlich eine empirisch evidenter Weise fruchtbare Facette der Problemforschung. Der Problemraum komplexer Probleme wie Dörners Lohhausen (1983) wird im Regelfall durch ein Pfaddiagramm der informatisch beteiligten Variablen skizziert. Eine Betrachtung auf Basis des Konzepts des Problemhorizonts lässt an dieser Stelle bereits fragen, welcher Modus der Situation die Priorisierung welcher Variablen beeinflusst, welcher Variablen Beeinflussung als Indikatoren von Lösbarkeit perzipiert werden, z. B. im Kontrast von Herausforderung und Problem, oder wie die Instruktion des Versuchsleiters bestimmte situative Atmosphären prägt.

Anders gesagt: Probanden, die die Problemlöseszenarien der Psychologie bearbeiten, und dabei Verhalten zeigen, das durch den teleologischen Erwartungshorizont operationaler Bearbeitung der Aufgabe nicht registriert wird, auf vermeintlich funktionale Systemveränderungen zu reduzieren, bedeutet, relevante Eigenschaften zu ignorieren. In dieser Kurzsichtigkeit der Experimentalpsychologie liegt begründet, dass die schematische Repräsentation des situativen Handelns in der positivistischen Psychologie ausschließlich als problemlösend verstanden werden kann. Die Phänomenologie gestattet hier die Einsicht in die diffizilen Strukturen psychischer Systeme, die durch situative Atmosphären, Einstellungen und Modi eine detaillierte Profilierung tatsächlicher Probleme zulässt. Letztlich bearbeiten Menschen, die, statt die Aufgabe zu lösen, sich mit ihren Fingernägeln beschäftigen, den Versuchsleiter um Hilfe bitten oder die Aufgabe besser als der Sitznachbar abzuschließen gedenken, nicht notwendiger Weise Probleme, sondern stellen sich Herausforderungen, suchen Gelegenheiten auf oder begeben sich in ein Verhängnis.

4. Résumé

Die phänomenologische Methode resp. die Geisteshaltung der Phänomenologie atmet höhere Luft, als eine Disziplin, die sich der positivistischen Pflicht zum eindeutigen Resultat der Forschung unterordnet, wertschätzen kann. Ihre Überlegungen sind selten von einer operationalen Schärfe gekennzeichnet, der die Anwendung in der empirischen Praxis eingeboren ist. Vielmehr wird ihr Gehalt durch dispositionelle Expansion der Sicht markiert; einer Sicht, die von dem Nebel theoretischer Präsuppositionen, reduktionistischer Analogien und nicht mehr als spontaner Assoziationen gereinigt wurde. Innerhalb dieser Entsagung von wissenschaftlichen Verblendungen hat die vorliegende Arbeit versucht, auf die Verkürzungen des Problembegriffs in der gegenwärtigen Forschung hinzuweisen. An letzter Stelle steht jedoch die Frage nach dem Nutzen dieses Unterfangens. Weil der Begriff des Nutzens allerdings transitiv gedacht wird, sollen nun drei mögliche Nutznießer vorgeschlagen werden.

Erstens die *allgemeinpsychologische Problem(lösungs-)forschung*: In Abschnitt 3.1 wurde aufgezeigt, dass zahlreiche Autoren eine defizitäre Stagnation des wissenschaftlichen Fortschritts in Belangen des Problemlösens beobachten. Das vorgeschlagene Konzept eines substantiellen anstelle eines teleologisch-relationalen Problembegriffs bietet einen Ansatz, der weder einen umfangreichen theoretischen Corpus zu affirmieren verlangt, noch immun gegen weitere Expansion oder Revision ist. Zudem ist er kompatibel sowohl zu den errungenen Ergebnissen der Empirie, als auch anschlussfähig für die etablierten theoretischen Axiome, die er inkludiert, nicht anihiliert.

Indes, nützlich ist die Verwendung eines substantiellen Problembegriffs in der psychologischen Problemforschung erst, wenn sie ihre terminologische Fixierung auf die etablierten Begriffe und nachfolgend auf ihren aktuellen Gegenstandsbereich zu erweitern in der Lage und gewillt ist. Mit anderen Worten: Der gewinnbringende Einfluss der Phänomenologie hängt von einer konzeptionellen Öffnung der Allgemeinen Psychologie zugunsten eines polykontexturalen Standpunkts ab. Solange eine eindeutige Erfassung von atomaren Sachverhalten im Zentrum der Aufmerksamkeit steht, und keine Risiken definatorischer Vagheit eingegangen werden, scheint der phänomenologische Rhetorismus (im Sinne Lotmans [1.]) ein Mangel an deskriptiver Präzision zu sein. Im Gegenteil handelt es sich bei ihm tatsächlich um den Zugang zu einem größeren Skopus und einer kritischen Kontextualisierung an lebensweltlichen Realisationen des Problems, weil er darauf Verzicht zu leisten im Stande ist, die Komplexität der Phänomene auf wenige manipulierbare Variablen zu reduzieren.

Zweitens die *akademische Psychologie*: Wie eingangs geschildert, bedeutet es, den Standpunkt der kontemporären akademischen Psychologie zu beurteilen, eine Krise zu benennen, sofern sie als klassische facultas mit einem spezifischen Gegenstandsbereich zu gelten hat. Zwar gibt es auch alternative Interpretationen zwischen „hub- science“ und Humanwissenschaft,

doch solange die Psychologie sich zu keinem Gegenstand bekennt, wird ihre Themenwahl stets kontingent bleiben. Der Begriff Problem kann in einer Gegenbewegung zu dieser Orientierungslosigkeit eine Rolle beziehen. Seine große lebensweltliche Bedeutung ebenso wie seine genuine Komplexität bieten den Nährboden für ein nicht triviales und zugleich praktisch nützliches Profil der Psychologie, die ihren Status als Wissenschaft auch gegenüber den Geisteswissenschaften behaupten kann.

Der Nutzen dieses Impetus kann jedoch allein durch eine Abwendung vom kategorialen Positivismus erfolgen. Wissenschaftsgeschichtlich kann die antithetische Funktion des Logischen Empirismus und des Positivismus im Laufe wachsender Bedeutung der Naturwissenschaften und gesellschaftlicher Fixierung auf Faktizität nicht geleugnet werden. Die Wissenschaft des 21. Jahrhunderts bedarf dieser oppositionellen Agenda indessen nicht mehr. Stattdessen ist es möglich, die Komplexität emergenter Systeme und Prozesse zu berücksichtigen, statt sie pauschal auf partikuläre Facetten zu reduzieren.

Drittens die *moderne Philosophie*: Gesellschaftlich hat sich in der gemeinhin zugeschriebenen Relevanz der Philosophie in der jüngeren Geistesgeschichte eine starke Orientierung an den Resultaten der empirischen Forschung erwirkt. Mithin hat sich das Selbstbild der Philosophie zu einer allgemeinen Wissenschaftstheorie gewandelt, die die Grundlagen der partikulären Wissenschaften reflektiert, statt eigene Gegenstände zu thematisieren. In diesem Sinne lässt sich die akademische Philosophie der Gegenwart in vielen Facetten entweder als Theoriegeschichte oder Wissenschaftsgeschichte beschreiben, weil ein starkes Abhängigkeitsverhältnis zu empirischen Einsichten anderer Disziplinen besteht, um Themen zu initiieren.

Die Phänomenologie scheint in erster Linie in der Philosophie ausgeprägt zu sein. Doch unter Berücksichtigung des Gesagten bleibt ihr kein gewichtiger produktiver Anteil am Forschungsprozess jenseits der extradisziplinären Kritik. Eine sich der Phänomenologie öffnende Psychologie jedoch ermöglicht der Philosophie den Nutzen einer interdisziplinären Arbeitsteilung. Eine Philosophie dieser Couleur vermag die empirische Forschung zu assistieren und anzuleiten, anstatt sie lediglich retrospektiv zu reflektieren.

Es zeigt sich, dass eine Revision der hegemonialen Konzepte in Psychologie und Philosophie zugunsten einer phänomenologischen Inklusion Nutzen in sich bergen kann. Aus der Warte des aktuellen Paradigmas lässt sich zugleich jedoch daran zweifeln. Angesichts dieses Umstandes sollte die vorliegende Arbeit als engagierte Stellungnahme zum gegenwärtigen Forschungsstand verstanden werden. Die vorgestellten Thesen sind Bestandteile einer Skizze von einem Beitrag der phänomenologischen Psychologie zur allgemeinen Problemforschung. Gewiss sind die Betrachtungen weder abgeschlossen noch konklusiv, doch sie weisen in die Richtung eines künftigen Programms einer Phänomenologie des Problems. In diesem Sinne lässt sich mit einem

phänomenologischen Schlaglicht auf das Problem schließen, das Schmitz formuliert, um die lebensweltliche Relevanz des Problems, die im distinkten Gegensatz zum Formalismus und Mechanismus des Reduktionismus' steht, aufzuzeigen:

„Jedes Problem ist, solange es im Streben nach Lösung hin- und hergewälzt wird, ein chaotisch-mannigfaltiges Knäuel von Sachverhalten, die teils in Überlegungen einzeln aufblitzen, teils als Ahnung im Hintergrund versenkt bleiben, ferner von Programmen, die schon durch die Tendenz zur Lösung auftreten, und oft von partiellen Problemen, die nachwachsen können wie die Köpfe der Hydra von Lernä. Wenn das Knäuel Ganzheit besitzt, die ihm durch den Problem-
druck zur Lösung hin verschafft werden mag, handelt es sich um eine Situation“ (Schmitz, 1990, S. 72).

Literatur

- Berger, P. L., Luckmann, T.: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt am Main (1980).
- Bermes, C.: Maurice Merleau-Ponty. zur Einführung, Hamburg (1998).
- Bochenski, I. M.: Die zeitgenössischen Denkmethode. München (1971).
- Bochenski, I. M.: Europäische Philosophie der Gegenwart. Bern (1951).
- Böhme, G.: Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik, Frankfurt am Main (2013).
- Bransford, J. D., & Stein, B. S.: The ideal problem solver: A guide for improving thinking, learning, and creativity. New York (1984).
- Cacioppo, J. T.: Psychology is a hub science. APS Observer 20.8. (2007). S. 5.
- Castellote Cubells, S.: Die Kategorienlehre des Suárez. Verona (2011).
- Dijksterhuis, A., & Nordgren, L. F.: A theory of unconscious thought. Perspectives on Psychological Science (2006). 1. S. 95–109.
- Dillon, J. T.: Problem finding and solving. Journal of Creative Behavior (1982). 16. S. 97–111.
- Dörner, D., Kreuzig, H. W., Reither, F., Stäudel, T.: Lohhausen. Vom Umgang mit Unbestimmtheit und Komplexität. Bern (1983).
- Dörner, D.: Kognitive Organisation menschlicher Informationsverarbeitung; in: Ueckert, H. & Rhenius, D. (Hrsg.): Komplexe menschliche Informationsverarbeitung. Bern (1979).
- Dörner, D.: On the Difficulties People have in Dealing with Complexity. Simulation & Games (1980). 11. S. 87-106.
- Dörner, D.: Problemlösen als Informationsverarbeitung. Stuttgart (1976).
- Duden Herkunftswörterbuch. Bibliographisches Institut Mannheim, Wien, Zürich (1963).
- Duncker, K. Zur Psychologie des produktiven Denkens. Berlin (1974).
- Frederiksen, N.: The Real Test Bias: Influences of Testing on Teaching and Learning. American Psychologist (1984). 39. S. 193–202.
- Frensch, P. A. & Funke, J. (Hrsg.): Complex problem solving: The European perspective. Hillsdale (1995).
- Friedell, E.: Kulturgeschichte der Neuzeit. Kulturgeschichte Ägyptens. Frankfurt am Main (2009).
- Funke, J., & Frensch, P. A.: Complex problem solving: The European perspective – 10 years after; in Jonassen, D. H. (Hrsg.): Learning to solve complex scientific problems New York (2007).

S. 25-47.

Funke, J.: Complex problem solving; in Seel, N. M. (Hrsg.): Encyclopedia of the sciences of learning. Heidelberg (2012). S. 682-685.

Funke, J.: Problem solving: What are the important questions?; in: Bello, P., Guarini, M., McShane, M., & Scassellati, B. (Hrsg.): Proceedings of the 36th Annual Conference of the Cognitive Science Society. Austin (in press).

Gadamer, H.-G., Vogler, P. (Hrsg.): Neue Anthropologie. Band 5. Psychologische Anthropologie. München (1973).

Gehlen, A.: Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt. Wiebelsheim (2009).

Getzels, J. W.: Problem finding and the inventiveness of solutions. Journal of Creative Behavior (1975). 9. S. 12-18.

Getzels, J. W.: The problem of the problem. New directions for methodology of social and behavioral science: Question framing and response consistency (1982). 11. S. 37-49.

Grathoff, R.: Milieu und Lebenswelt. Einführung in die phänomenologische Soziologie und die sozial-phänomenologische Forschung. Frankfurt am Main (1995).

Graumann, C. F.: Phänomenologie und Psychologie – ein problematisches Verhältnis; in: Herzog, M., Graumann, Carl F. (Hrsg.): Sinn und Erfahrung. Phänomenologische Methoden in den Humanwissenschaften, Heidelberg (1991).

Gurwitsch, A.: Théorie du champ de la conscience, Paris (1957).

Habermas, J., Luhmann, N.: Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie. Frankfurt am Main (1971).

Hayes, J. R.: The complete problem solver. Philadelphia (1981).

Hegel, G. W. F.: Phänomenologie des Geistes. Frankfurt am Main (1986).

Heidegger, M.: Sein und Zeit. Tübingen (2006).

Holzkamp, K.: Verborgene anthropologische Voraussetzungen der allgemeinen Psychologie; in: Gadamer, H.-G., Vogler, P. (Hrsg.): Neue Anthropologie. Band 5. Psychologische Anthropologie. München (1973). S. 237-282.

Hume, D.: Eine Untersuchung über den menschlichen Verstand. Stuttgart (2008).

Husserl, E.: Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie. Hamburg (2009).

Husserl, E.: Logische Untersuchungen. Hamburg (2009).

Kant, I.: Werke in sechs Bänden. Band II. Wiesbaden (2005).

- Kochinka, A., Werbik, H.: Logische Propädeutik und Wissenschaftstheorie; in: Straub, J., Kempf, W., Werbik, H. (Hrsg.): Psychologie. Eine Einführung. München (1997). S. 42-67.
- Kolakowski, L.: Die Philosophie des Positivismus. München (1971).
- Lee, H., Younsoon, C.: Factors affecting problem finding depending on degree of structure of problem situation. *The Journal of Educational Research* (2007) 101.2. S. 113-123.
- Liebmann, W.: Nietzsche für und gegen Vaihinger. Die Rolle der Fiktionen in der Erkenntnistheorie Friedrich Nietzsches. München (1923).
- Lotman, J. M.: Die Innenwelt des Denkens. Frankfurt am Main (2010).
- Luhmann, N.: Soziale Systeme. Frankfurt am Main (1987).
- MacGregor, J. N., Ormerod, T. C., & Chronicle, E. P. . Information processing and insight: A process model of performance on the nine-dot and related problems. *Journal of Experimental Psychology: Learning, Memory, and Cognition* (2001). 27(1). 176-249.
- Marion, J.-L.: *Étant donné*. Paris (1997).
- Marquard, O.: Apologie des Zufälligen. Stuttgart (1986).
- Maturana, H.: Erkennen: Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit. Braunschweig (1982).
- Mead, G. H.: *Mind, self, and society*. Chicago (1934).
- Merleau-Ponty, M.: *Die Abenteuer der Dialektik*, Frankfurt a. M. (1974).
- Merleau-Ponty, M.: *Die Struktur des Verhaltens*. Berlin, New York. (1976).
- Merleau-Ponty, M.: *Phänomenologie der Wahrnehmung*, Berlin (1966).
- Métraux, A.: Zur Erfahrung des Leibes; in: Métraux, A., Graumann, C. F. (Hrsg.): *Versuche über Erfahrung*, Bern, Stuttgart, Wien (1975).
- Miller, G. A., Galanter, E., Pribram, K. A.: *Plans and the structure of behavior*. New York (1960).
- Moscovici, S.: *Sozialer Wandel durch Minoritäten*. Regensburg (2005).
- Mumford, M. D. & Fleishman, E. A.: *Cognitive principles and training program design: Knowledge, processes, and application*. Unpublished manuscript (1994).
- Newell, A., Simon, H. A.: *Human problem solving*. Englewood Cliffs (1972).
- Oger, E.: Einleitung; in: Bergson, H.: *Materie und Gedächtnis. Eine Abhandlung über die Beziehung zwischen Körper und Geist*. Hamburg (1991).
- Ohlsson, S.: The Problems with Problem Solving: Reflections on the Rise, Current Status, and Possible Future of a Cognitive Research Paradigm. *The Journal of Problem Solving* (2012). 5 1. S. 101-128.

- Parsons, T.: *Social Systems and the Evolution of Action Theory*. New York 1977.
- Peeters, H. F.: *Historische Psychologie in den Niederlanden*. *Psychologie und Geschichte* (1997). 6 1/2. S. 92-118.
- Pólya, G.: *How to Solve It*. Princeton (1945).
- Popper, K.: *Alles Leben ist Problemlösen*. München (1996).
- Precht, P.: *Edmund Husserl. zur Einführung*, Hamburg (1998).
- Quesada, J., Kintsch, W., & Gomez, E.: *Complex problem-solving: a field in search of a definition? Theoretical Issues in Ergonomics Science* (2005). 6.1. S. 5-33.
- Rapoport, A.: *Konflikt in der vom Menschen gemachten Umwelt*. Darmstadt (1974).
- Rossman, J.: *The psychology of the inventor: A study of the patented*. Washington (1931).
- Runco, M. A., & Nemiro, J.: *Problem finding, creativity, and giftedness*. *Roeper Review* (1994), 16.4, S. 235-241.
- Scheler, M.: *Die Stellung des Menschen im Kosmos*. Bonn (2007).
- Scheler, M.: *Die Zukunft des Kapitalismus und andere Aufsätze*. München (1979).
- Schmid, U., Ragni, M., Gonzalez, C., & Funke, J.: *The challenge of complexity for cognitive systems*. *Cognitive Systems Research* (2011). 12. S. 211-218.
- Schmitz, H.: *Der unerschöpfliche Gegenstand*. *Grundzüge der Philosophie*. Bonn (1990).
- Schmitz, H.: *Leib und Gefühl*. *Materialien zu einer philosophischen Therapeutik*. Paderborn (1992).
- Schütz, A., Luckmann, T.: *Strukturen der Lebenswelt*. Band 1. Frankfurt am Main (1994).
- Schütz, A.: *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt*. *Eine Einleitung in die verstehende Soziologie*. Wien (1932).
- Simon, H. A., & Lea, G.: *Problem solving and rule induction: A unified view*; in: Gregg, L. W. (Hrsg.) *Knowledge and Cognition*. Pocomac, Maryland (1974). S. 105-128.
- Simon, H. A., & Newell, A.: *Human problem solving: The state of the theory in 1970*. *American Psychologist* (1971). 26(2). S. 145-159.
- Siu, K. W. M.: *Creating Potential Problems: Knowledge, Experience and Critical Thinking*; in: Aoki, H. et al. (Hrsg.). *Journal of the Asian Design International Conference* (Vol. 1) [CD-publication] (2003).
- Spencer-Brown, G.: *Laws of Form – Gesetze der Form*. Lübeck (1997).
- Sternberg, R. J., & Frensch, P. A. (Hrsg.): *Complex problem solving: Principles and*

mechanisms. Psychology Press (1991).

Subotnik, R. F. & Steiner, C. L.: Problem Identification in academic research: A longitudinal case study from adolescence to early adulthood; in: Runco, M. A. (Hrsg.): Problem finding, problem solving, and creativity. Norwood (1994). S. 188–200.

Sujatha, A. K.: A classification of problems in the sciences. *Journal of Indian Psychology* (1986). 5.2. S. 1-20.

Von Bertalanffy, L.: *Robots, men and minds*. New York (1967).

Wallas, G.: *The art of thought*. New York (1926).

Woodworth, R. S.: *Experimental Psychology*. New York (1938).

Eigenständigkeitserklärung

Hiermit erkläre ich, *Alexander Nicolai Wendt*, dass ich die unter meinem Namen eingereichte Bachelorarbeit selbstständig und individuell verfasst habe. Gemäß den Regeln wissenschaftlichen Arbeitens, habe ich von mir benutzte Quellen als solche kenntlich gemacht. Mir ist bekannt, dass ein Verstoß gegen die Regeln guten wissenschaftlichen Arbeitens als Täuschungsversuch gewertet wird und zum Nicht-Bestehen des Moduls führt.

Heidelberg, den 30.06.14, _____

Unterschrift